

## Die Revolution

Die Anderen waren natürlich noch nicht dort.

Wie sich bald herausstellen sollte, waren sie nie an der Graslandfeste angekommen. General Zular und sein fast nur noch aus Kranken und Verletzten bestehender Trupp hatten keine Mühe, die tief in den morastigen Boden eingegrabenen Hufspuren der Pferde zu finden. Die Abtrünnigen hatten sich stur nach Osten gehalten. Sie mochten eine halbe Stunde unterwegs gewesen sein, als sie von den Tanú angegriffen und niedergemetzelt wurden.

Den ersten Soldaten hatten sie in sitzender Stellung an einen Pfahl gebunden, ihm den Kiefer ausgerenkt, die Zunge herausgerissen und den Mund bis zu den Ohren aufgeschnitten, so dass es nun aussah, als würde er grässlich lachen.

General Zular ließ absitzen, den armen Tropf vom Pfahl abschneiden, ihn wie zuvor schon den Leichnam Itabrirs in Decken hüllen und auf ein Pferd packen.

Der zweite Soldat fand sich eine weitere halbe Stunde später ebenfalls an einen Pfahl gefesselt. Sein Kopf steckte im Hals seines geschlachteten und geköpften Pferdes. Sie hatten den Soldaten mit den Gedärmen des Tieres erwürgt.

»Sie wissen, wo wir hinwollen«, murmelte Zular vor sich hin. »Diese Bastarde!«

Tatsächlich fand sich auch der dritte abtrünnige Soldat tot am Wegesrand, just als die Graslandfeste in Sicht kam. In beiden Augenhöhlen und beiden Ohren des Mannes steckten noch Messer.

Das traurige Ritual des Aufladens eines Leichnams wiederholte sich noch ein drittes Mal, ehe die Männer eilig das letzte Stück Weg zur Graslandfeste in Angriff nahmen.

Die besagte Graslandfeste lag weit sichtbar mitten in der windumtosten Ebene von Tanú. Es handelte sich um einen Stützpunkt mit viereckigem Grundriss, auf dessen steinernen Grundmauern ein Palisadenzaun errichtet worden war. An jeder Ecke befand sich ein großer, überdachter Wachturm, und links und rechts des Haupttors jeweils noch einmal ein kleiner Turm.

Schon als General Zular mit seinem Trupp der Eleneden auf mehrere hundert Schritt heran war, kam deutlich sichtbar Leben in die Graslandfeste. Auf den Türmen und den Stegen hinter den Palisaden nahmen Bogenschützen Stellung.

»Nette Begrüßung«, knurrte Zular ironisch. Dann gab er wie aus Trotz seinem Pferd noch einmal die Fersen.

»Was ist Euer Begehrt?«, hallte es von einem der Wachtürme herunter, als die Reiter nahe genug heran gekommen waren.

»Ich bin General Zular von Angorn, und ich reite im Auftrag von König Masun«, rief Zular zurück. Sein Name schien dem Mann auf dem Turm denn auch durchaus ein Begriff zu sein.

»Ihr habt aber einen Tanú bei Euch«, bemerkte er viel sagend.

»Er ist unser Gefangener, liegt in Fesseln und kann Euch nicht gefährlich werden«, erklärte der General. »So eine Memme!«, murmelte er noch halblaut vor sich hin.

Der Mann auf dem Turm gab ein Zeichen nach unten, und das zweiflügelige Haupttor wurde langsam geöffnet. Zular und seine Leute ritten hindurch. Bei dieser Gelegenheit konnten sie gut erkennen, dass die Palisaden mit allerlei merkwürdigen Symbolen bemalt waren.

Der Tanú begann daraufhin ein seltsames Klagelied.

Die Bogenschützen hatten sich zwischenzeitlich umgedreht und hielten ihre Pfeile nun auf den Innenhof und die offensichtlich unerwarteten Gäste gerichtet.

»Was soll das?«, schimpfte General Zular. »Was ist das für eine Begrüßung? Ist das etwa die Art der Angorner?«

»Es ist die Art der Angorner, die in der Graslandfeste ausharren müssen, so lange dieser Spuk herrscht«, erwiderte der Mann vom Turm nüchtern. Er war recht groß, hatte dunkles Haar und ein ernstes Gesicht. Mit festem Schritt kam er auf General Zular zu.

»Ich bin Hidam Adahon, Kommandant der Graslandfeste«, stellte er sich vor.

»Adahon?«, fragte Zular zurück, »nie gehört. Euer Vater ist wohl kein Soldat?«

Er schwang sich aus dem Sattel.

»Nein, General, ist er nicht«, bestätigte Adahon, »und genau genommen bin ich auch keiner. Eigentlich bin ich Diplomat.«

»Sehr diplomatisch, auf Gäste mit dem Bogen anlegen zu lassen«, versetzte Zular grimmig.

»Ich habe gelernt, Vorsicht walten zu lassen«, sagte der Kommandant ungerührt. »Wenn Ihr erlebt hättet, was wir hier erlebt haben, würdet Ihr das sicher verstehen. Diplomaten und Händler hat die Graslandfeste jedenfalls schon lange nicht mehr beherbergt.«

»Deswegen sind wir ja jetzt hier«, erklärte Zular. »Wir werden uns des Problems annehmen.«

»Wie schön, dass man sich in Mar Landro an uns erinnert hat«, kommentierte Adahon ironisch. »Ihr habt wohl bislang keinen sonderlichen Erfolg bei der Lösung unseres kleinen 'Problems' gehabt, oder? Wie ich sehe, seid Ihr verletzt.«

Man konnte sehen, dass General Zular Adahons ironische Art gar nicht schmeckte, aber er zwang sich zur Ruhe.

»Wir haben mehr als ein Dutzend Kranker, Verletzter und Vergifteter«, zählte er auf, »und einen Gefangenen, wie Ihr schon bemerkt habt.«

»Den Gefangenen unter strengster Bewachung in die Zelle!«, rief Adahon über die Schulter, und sofort waren zwei Männer zur Stelle, die den noch immer wie in Trance singenden Tanú abführten. Sie waren dabei sichtlich angespannt.

»Dort drüben ist das Gästehaus«, sagte Adahon und deutete auf ein langgestrecktes Holzhaus mit Schrägdach. »Es hat zwei Dutzend Quartiere, und da es seit Monaten vollkommen leer steht, dürfte es für Eure Zwecke just ausreichen. Ich lasse die Pferde in den Stall bringen und die Toten vorübergehend in der Scheune aufbahren. Wir werden sie morgen bestatten. Jetzt müssen wir uns erst um die Kranken und Verletzten kümmern.«

Adahon endete, doch General Zular rührte sich nicht.

»Was ist?«, fragte Adahon verwundert.

»Es gefällt mir nicht, dass Ihr ohne mich zu fragen über meine Soldaten bestimmt«, erwiderte Zular schneidend.

»Habt Ihr denn einen besseren Vorschlag?«, erkundigte sich Adahon liebenswürdig. »Falls nein, würde ich vorschlagen, wir verschieben das Abklären der Kompetenzen auf einen geeigneteren Zeitpunkt.«

Er lächelte kühl, nickte dem General noch einmal zu und wandte sich zum Gehen, als ihm offensichtlich noch etwas einfiel.

»Oh, ich vergaß«, sagte er. »Das letzte Zimmer auf der rechten Seite im Gästehaus ist belegt. Dort wohnt seit ein paar Wochen so ein komischer Kauz, von dem niemand so genau weiß, wer er ist und woher er kommt.«

»Der Sonne und allen Gestirnen sei Dank«, dachte Moslik nur, als er in seinem Zimmer war und sich auf das Bett fallen lassen konnte. »Endlich ein Dach über dem Kopf. Endlich ein Schutz vor diesem fürchterlichen Wind.«

Mühsam zog der junge Übersetzer seine nassen Schuhe aus. Er brachte kaum mehr die Kraft auf, sich seiner klammen Kleider zu entledigen. Er war sogar zu müde, um an den armen Watto zu denken. Selbst die Bilder der schrecklichen Ereignisse der letzten Tage vermochten ihn kaum mehr wach zu halten.

Es klopfte an der Tür.

»Herein!«, krächzte Moslik nur.

Ein junger Mann betrat etwas verlegen das Zimmer. Er trug ein Tablett mit einem Krug und einem Becher und über dem Arm einige Kleidungsstücke.

»Kommandant Adahon dachte, Ihr seid sicher durstig«, sagte er entschuldigend, »und er lässt ausrichten, dass es in etwa einer Stunde etwas zu essen gibt. Ich habe Euch außerdem etwas Trockenes zum Anziehen mitgebracht.«

»Legt alles einfach irgendwo hin«, heiserte Moslik und wedelte mit der Hand schwach in eine unbestimmte Richtung. Ob der Mann tat, wie ihm geheißen, bekam er jedoch schon nicht mehr mit. Der junge Übersetzer war erschöpft in einen Fieberschlaf gefallen.

Der alte Mann mit dem schütterten grauen Haar sah sich die Wunde an General Zulars Hand aus zusammengekniffenen wasserblauen Augen an. Er war offensichtlich kurzsichtig.

»Das müssen wir ausbrennen«, erklärte er mit brüchiger Stimme. »Vielleicht war die Klinge vergiftet.«

General Zular wurde bleich, nickte aber tapfer.

»Gut«, sagte er fest, »wenn ihr denkt, dass es sein muss.«

»Mit Verlaub, ich bin mir nicht sicher, dass es sein muss!«, sagte in diesem Moment eine freundliche Stimme. Die beiden Männer wandten sich um.

In der Tür stand eine kleine, etwas untersetzte Gestalt in Stulpenstiefeln, Leinenhose und auffallend bunt gemusterter Tunika. Sie trug einen dunkelgrünen Umhang, der vorn von einer Schnalle zusammengehalten wurde, und darüber eine ebenfalls grüne Gugel mit weiter Kapuze.

»Wer seid denn Ihr?«, fragte der Alte gereizt, obwohl er den etwas wunderlichen kleinen Mann sehr wohl schon des öfteren gesehen hatte.

»Ich bin Pherridor aus Polia«, stellte sich der Fremde vor und streckte dem Alten lächelnd die Hand entgegen, doch der schlug nicht ein.

»Ich bin Gerrik, der Medikus hier in der Graslandfeste«, sagte er statt dessen beleidigt. »Wie kommt Ihr dazu, mein Urteil in Frage zu stellen?«

»Oh, ich stelle es doch nicht in Frage!«, versicherte Pherridor freundlich. »Ich biete Euch nur eine zweite Meinung an.«

Damit nahm er wie selbstverständlich die verletzte Hand des verdutzten Generals, drehte die Handfläche nach oben und besah sie sich fachmännisch.

»Ihr hattet Glück, die Wunde wurde gut versorgt«, sagte er dann. »Der Schnitt ist nicht sonderlich tief. Ich würde sagen, die Klinge war nicht sehr scharf, vielleicht aus Stein oder Horn. Die Wundränder sind etwas ausgefranst und gerötet, aber ich sehe sonst keine Verfärbungen, die auf eine Vergiftung der Waffe schließen lassen.«

»Die Klinge war tatsächlich aus Horn«, staunte General Zular.

»Und was ist mit Wundbrand?«, keifte Gerrik, der Medikus. »Ich sage, wir müssen die Wunde ausbrennen!«

»Das wäre eine ganz neue Interpretation des Wortes "Wundbrand"«, bemerkte Pherridor schmunzelnd. »Nein, guter Mann, macht Euch keine Sorgen. Ich habe noch etwas Kräutertinktur, die ich mit Weinbrand angesetzt habe. Die sollte für unsere Zwecke genügen. Mehr Kopfzerbrechen bereiten mir da schon die anderen Kranken!«

»Was habt Ihr mit den anderen Kranken zu schaffen?«, empörte sich Gerrik.

»Das möchte ich in der Tat auch gerne wissen!«, stimmte der verdutzte General zu.

»Ich habe mir erlaubt, einen Blick auf sie zu werfen«, verriet Pherridor freimütig mit einem Achselzucken. »Es war ein Kontaktgift, nicht wahr?«

»Ja«, bestätigte Zular verwirrt, »aber woher wisst Ihr das?«

»Die Haut an ihren Händen weist dunkle Stelle auf«, erklärte Pherridor. »Die meisten Gifte, die ich kenne, wirken entweder lähmend oder zersetzend. Spuren einer Zersetzung habe ich nicht gefunden, daher ist es wohl ein lähmendes Gift.«

»Aha«, sagte Gerrik schnippisch. »Und was gedenken der Herr dagegen zu tun?«

Pherridor ließ sich nicht provozieren. »Wenn ich das nur wüsste«, seufzte er traurig. »Ich hatte gehofft, Ihr hättet einen Einfall.«

Pherridors unvermindert offene und freundliche Art machte den alten Gerrik verlegen.

»Ich würde sie zur Ader lassen«, sagte er unsicher. »Das unreine Blut aus dem Körper saugen. Schröpfköpfe ansetzen.«

Pherridor seufzte abermals. »Etwas besseres fällt mir in der Tat auch nicht ein«, bekannte er, »obwohl mir der Aderlass und das Schröpfen so fürchterlich unpräzise erscheinen mögen. Am liebsten würde ich den armen Burschen das Gift aus dem Körper massieren, aber dazu reichen meine Kenntnisse nicht aus.«

»Aus dem Körper massieren?«, wiederholte Gerrik. »Wo hat man denn so was schon gehört?«

»Meine Großmutter versteht sich darauf«, erklärte Pherridor. »Aber ich konnte nicht in wenigen Jahren lernen, wofür sie ein Leben benötigte.«

»Eure Großmutter ist wohl ein Kräuterweib«, vermutete Gerrik.

Pherridor schien diese Frage zu überraschen. »Nein«, sagte er. Er schien selbst erst in diesem Moment zum ersten Mal genauer darüber nachzudenken. »Meine Großmutter ist nur alt und weise und weiß sehr viel. Sie ist einfach nur meine Großmutter.«

»Ihr seid wahrlich nicht von hier«, bemerkte Gerrik. »In Angorn gehört Medizin in Männerhand.«

Pherridor focht auch das nicht an. »In Polia ist es uns egal, wer uns gesund macht«, entgegnete er mit einem Schulterzucken. »Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen würdet. Ich will geschwind die Tinktur für die Wunde des Generals holen. Ich habe das doch richtig mitbekommen und Ihr seid General, oder?«

»Ja!«, knurrte Zular gereizt. »Und ich habe die Ehre mit dem Stadtmedikus von Polia, nehme ich an?«

Pherridor lachte hell und herzlich. »Stadtmedikus? Oh nein!«, wehrte er ab. »Polia ist keine Stadt, Polia ist ein kaum mehr als ein Dorf. Da braucht es noch keinen Medikus.«

»Aber wenn Ihr kein Medikus seid, was seid Ihr dann?«, fragte Gerrik erstaunt.

»Ich bin Bader und Barbier«, erklärte Pherridor ohne Scheu.

»Ein Barbier!«, entfuhr es Gerrik, als sei es etwas Unanständiges.

»Ja«, erwiderte Pherridor im ärgerlichen Tonfall eines Mannes, der oft mit dem selben Vorurteil konfrontiert wurde. »Ich bin der Leiter des kleinen Badehauses in Polia. Ich bin dort der Bader und Barbier, ich bin der Zahnreißer und Wundarzt, und ich bin der, bei dem Klatsch und Tratsch und alle Geschichten zusammenlaufen. Mein Wissen ist das der Hebammen und Kräuterfrauen, Feldscherer und Mediziner, nicht das studierter Ärzte. Denn für ein Studium hat es für mich, das jüngste,

schwächlichste und schwindsüchtige Kind eines einfachen Bootsbauers, eben nicht gelangt.«

»Ihr hattet die Schwindsucht?«, staunte Gerrik.

Pherridor nickte. »Wie so viele Kinder.«

»Und Ihr wollt mir erzählen, man hat Euch geheilt?«, fragte der Alte misstrauisch.

Pherridor verdrehte verärgert die Augen. »Ihr mögt es mir glauben oder es bleiben lassen«, erwiderte er ungehalten. »Aber eben jenes alte, überlieferte Heilwissen war es, das mich gerettet hat, ja.«

»Wir hier in Angorn geben nichts um solchen Hokuspokus«, behauptete Gerrik verächtlich.

»Ich schon!«, fiel ihm General Zular ins Wort. »Ich habe keine Ahnung von Heilkunde, aber für mich braucht Ihr nicht studiert zu haben, so lange Eure Mittelchen nur etwas taugen und Ihr mir nicht mit einem glühenden Eisen eine Hand versengt, die noch ein Schwert führen muss. Also – wie sieht es nun aus damit?«

Er fasste Pherridor scharf ins Auge.

Dieser nickte. »Gebt mir eine Minute«, bat er.

Moslik schlug die Augen auf, als sich draußen die Sonne an einem milchigen Morgen durch die Wolkendecke zu kämpfen versuchte. Er hatte einen Bärenhunger. Zu seiner Überraschung tat jedoch wenigstens sein Hals nicht mehr weh. Noch mehr überraschte ihn indes, dass er nicht allein in seinem Zimmer war. Palramy war bei ihm. Sie saß auf dem Tisch, ließ die Beine baumeln und schien ihn interessiert im Schlaf beobachtet zu haben.

»Ihr habt das schöne Abendbrot verschlafen«, begrüßte sie ihn.

»Es ist unschicklich für eine Dame, sich im Zimmer eines schlafenden Mannes herumzutreiben«, antwortete Moslik und zog schamhaft die Bettdecke bis ans Kinn hoch.

Palramy kicherte. »Seid unbesorgt«, erwiderte sie. »Ihr habt ein Nachthemd an. Abgesehen davon – glaubt Ihr nicht, wenn ich etwas hätte sehen wollen, hätte ich es längst gesehen?«

Sie grinste.

»Ihr seid eine unverschämte Person«, fand Moslik, entspannte sich aber unwillkürlich bei dem Gedanken, unter der Bettdecke doch nicht unbekleidet zu sein. Allerdings konnte er sich nicht daran erinnern, wann er das Nachthemd angezogen hatte.

»Wie lange habe ich denn geschlafen?«, fragte er.

»Den ganzen gestrigen Tag«, verriet Palramy. »Zwischenzeitlich haben Gerrik und Pherridor nach Euch gesehen. Gerrik hat Euch Wadenwickel gemacht und Pherridor hat Euch einen scheußlichen Tee gegeben, durch den Ihr geschwitzt und Euch gesund geschlafen habt.«

»Wer auch immer Gerrik und Pherridor sind«, murmelte Moslik. »Und was immer sie mit mir gemacht haben. Es scheint jedenfalls geholfen zu haben. Nur einen Mordshunger habe ich!«

»Das glaube ich wohl«, versicherte Palramy. »Es wird sich sicher etwas zu essen finden lassen für Euch. Ihr solltet Euch rasch stärken, denn Eure Dienste als Dolmetscher werden gebraucht. Lange wird General Zular nicht mehr warten. Ich glaube, er würde dem gefangenen Tanú am liebsten jetzt schon die Fingernägel rausreißen lassen.«

»Oh, der Tanú!«, sagte Moslik tonlos. Die Erinnerung an das Erlebte kam zurück wie ein böser Traum. »Ich sollte mich wohl wirklich beeilen. Ich traue Zular zu, dass er aus dem Mann etwas herauszupressen versucht, obwohl er ihn nicht verstehen kann!«

»Er hätte allen Grund dazu«, fand Palramy.

Moslik sah sie fragend an. »Habe ich etwas verpasst?«

»Oh, Ihr wisst es ja noch gar nicht«, fiel es Palramy ein. »Ihr erinnert Euch noch an den Wortführer der Vier, die von uns fortgeritten sind?«

»Allerdings«, bestätigte der Übersetzer. »Und ich erinnere mich dunkel, dass wir drei der Vier tot entlang des Wegs gefunden haben.«

Er schauderte bei dem Gedanken.

Palramy nickte. »Inzwischen haben sie auch den vierten getötet – jedenfalls vermuten wir das. Wir *hoffen* es beinahe ... so, wie er geschrien hat!«

»Was ist passiert?«, fragte Moslik bestürzt.

Die kleine Gauklerin schüttelte den Kopf. »Wir wissen es nicht«, sagte sie mit belegter Stimme. »Wir hatten uns nur gerade zum Abendessen hingesezt, als diese Schreie anfangen ... So etwas habe ich noch nie zuvor gehört – und ich hoffe, ich muss es auch nie wieder hören. Es wird mich auch so für den Rest meines Lebens verfolgen ... Diese Schreie, Schreie aus dem Dunkel. Man konnte gar nicht sagen, von wo sie kamen ... Da war nur dieser verdammte Regen, der Regen und der Wind, und der Wind trug seine Schreie zu uns herüber – laut, schrill, klagend, panisch, ver-

zweifelt. Moslik, ich habe noch nie einen Menschen so schreien hören! Ich ... ich war mir gar nicht bewusst, dass Menschen überhaupt solche Laute von sich geben können. Er klang wie ein *Tier!* Wie ein Tier! Sie haben ihm seine Menschlichkeit genommen, Moslik!«

Palramys Lider flatterten. Moslik meinte zu sehen, dass sie feuchte Augen bekam.

»Vielleicht war es auch ein Tier«, sagte er hilflos. Er kam sich obendrein fürchterlich dämlich vor, während er so in seinem Nachthemd im Bett lag. »Hat man ihn denn schon gefunden?«

»Nein!«, sagte Palramy hart. »Vielleicht wollen sie, dass wir ihn suchen und uns bei dieser Gelegenheit erneut angreifen.«

Moslik fragte sich, woher eine Frau wie Palramy das strategische Denken hatte, die Schritte des Gegners vorauszuahnen. Wie überhaupt er sie nie gefragt hatte, welchen Beruf sie eigentlich ausübte und in welchem Verhältnis sie zu Prinzessin Selin stand.

Palramy rutschte vom Tisch herunter, zog sich mit einer resoluten Bewegung ihr Wams glatt und sagte brüsk: »Ihr solltet Euch nun ankleiden. Die Zeit drängt!«

Sie wandte sich zum Gehen.

»Was ist mit Watto und den Anderen?«, fragte Moslik hastig, obwohl er sich vor der Antwort fürchtete.

Palramy drehte sich halb zu ihm herum. »Ich weiß es nicht«, sagte sie bedauernd. »Gerrick und Pherridor kümmern sich Tag und Nacht um sie, und auch Adahon ist oft bei ihnen«, erzählte sie. »Aber ich kann nicht sagen, wie es um sie steht. Nur gestorben ist wohl noch niemand.«

Moslik atmete erleichtert auf. »Gut«, sagte er und verzichtete darauf zu fragen, wer denn nun Pherridor und Gerrick seien. Er würde es wohl ohnehin bald erfahren.

Palramy verließ das Zimmer. Moslik stieg aus dem Bett und kleidete sich an. Er fühlte sich wirklich schon viel besser. Was immer dieser Gerrick und dieser Pherridor ihm hatten angedeihen lassen, es hatte gewirkt.

Als Moslik vor die Zimmertür trat, wartete Palramy schon auf ihn. In der einen Hand hielt sie eine Butterstulle, in der anderen einen Becher Milch.

»Euer Frühstück«, begrüßte sie Moslik und drückte ihm beides in die Hand. »Wir haben keine Zeit. Ich habe soeben erfahren, dass General Zular tatsächlich schon die Messer wetzt!«

Moslik fragte sich in der Tat, wie sie das in der Kürze der Zeit hatte herausfinden können.

Es war grotesk, gespenstisch geradezu.

Sdamar und Pir waren aus Mar Landro (oder wenigstens jenen Teilen der Stadt, die sie kannten) saubere, gepflegte Häuser und Straßen, freundliche, und zumeist gut gekleidete Menschen gewohnt. Aber Rantaril, die Hauptstadt Ayonds, hatte so gar kein hochherrschaftliches Flair. Die Häuser waren grau und heruntergekommen, die Straßen bestanden aus festgetretenem Lehm und waren noch nicht einmal gepflastert. Stinkende Rinnsäle flossen in der Mitte träge dahin.

Überhaupt war die Atmosphäre in der Stadt bedrückend. Die Menschen schienen sich stets misstrauisch zu beäugen und ängstlich und vorsichtig an den Häuserwänden entlang zu drücken.

Die beiden Angorner Gesandten bewegten sich mit Prinz Viktor beinahe völlig unbehelligt durch Rantaril. Da hatte es in Ayond einen Umsturz gegeben, und niemand schien es zu kümmern. Wenn jemand Prinz Viktor erkannte, ließ er es sich zumindest nicht anmerken. Dabei tat der junge Adelige nichts, um seine Identität zu verheimlichen. Er hatte die Kapuze seines Mantels zurückgeschlagen und ritt hoch erhobenen Hauptes durch die Straßen der Hauptstadt auf den Burgberg zu. Sdamar und Pir fühlten sich dabei freilich unbehaglich. Sie rechneten jeden Moment damit, dass sich ihnen Getreue von Turbold entgegenstellen würden und hatten die rechte Hand ständig am Schwertknauf.

Doch nichts geschah.

Die Leute gingen ungerührt ihrem Tagwerk nach. Sie sahen kaum auf, als die fremden Reiter passierten.

Nicht einmal unmittelbar vor dem Burgtor wollte so etwas wie Aufregung aufkommen. Zwei ungepflegte junge Burschen lümmelten sich dort herum und schoben unlustig Wache. Sie nahmen nicht einmal Haltung an, als die drei Reiter unmittelbar vor ihnen standen.

»Wer seid Ihr?«, fragte einer der Burschen gelangweilt, während er sich auf seinen Schild stützte.

»Ich bin Prinz Viktor von Ayond und ich habe eine Nachricht für Graf Turbold!«, sagte Prinz Viktor spitz.

Der Name des Prinzen schien der Wache durchaus etwas zu sagen, aber der Bursche war sichtlich konsterniert, ihn lebhaftig vor sich zu sehen. Sein Verstand war vermutlich nicht sonderlich wach und sein Gedächtnis nicht besonders gut, und über die Vorgänge in der Burg hinter ihm war er offensichtlich auch nicht informiert. Es stand indes auch zu bezweifeln, dass es den Knaben interessiert hätte.

»Einen Graf Turbold gibt's hier nicht«, sagte er schließlich und versuchte, seine Unsicherheit hinter einem öligen Grinsen zu verbergen. »Nur einen Herzog.«

»Meinetwegen auch Herzog«, zischte Prinz Viktor. »Jedenfalls wünsche ich, dass Ihr ihm dies Schreiben überbringt und ihm sagt, dass ich vorgelassen zu werden erwarte!«

Er reichte dem Wachmann einen versiegelten Brief König Runins vom Pferd herunter. Der Bursche zögerte einen Augenblick, zuckte dann aber mit den Schultern und verschwand. Er schien froh zu sein, einfach einen Befehl ausführen und die Verantwortung weiterreichen zu können.

Pir zählte in Gedanken langsam mit. Er war bei 300 angekommen, als er schep-pernd und klirrend die eiligen Schritte schwer bewaffneter Soldaten hinter dem Burgtor hörte. Er grinste in sich hinein.

Das Burgtor wurde hastig geöffnet. Dahinter stand ein glatt rasierter, dünner Mann mit hellbraunem, kinnlangen Haar, das wie ein Helm auf seinem Kopf saß. Er trug eine stark taillierte Schecke aus rotem Goldbrokat und dazu passende Beinlinge. Seine Füße steckten in mit Ornamenten verzierten Absatzschuhen.

Der Mann wirkte verlegen und unsicher. Daran konnte auch das gute Dutzend schwer gerüsteter Soldaten offenbar wenig ändern, das sich hinter ihm aufgebaut hatte.

»Prinz Viktor!« rief der Mann. »Welche Freude, Euch zu sehen! Und wohlbehalten offenbar noch dazu!«

Das Gesicht des Mannes wollte indes trotz eines erzwungenen Lächeln ganz und gar nicht zu seinen Worten passen.

»Enwar«, grüßte Prinz Viktor mit einem kühlen Kopfnicken zurück. »Ich darf vorstellen: Die Abgesandten des Hofes von Angorn, Sdamar vom Hause Ruot und Pir vom Hause Ilio – Hofmarschall Enwar.«

Enwar lächelte beflissen und verbeugte sich mehrfach.

Prinz Viktor kümmerte sich nicht weiter darum, schwang sich vom Pferd und drückte einem der Soldaten die Zügel in die Hand.

»Führt mich zu Turbold!«, verlangte er. »Auf der Stelle!«

»Gewiss doch, Hoheit«, versicherte der Hofmarschall mit einem weiteren Diener.  
»Ihr werdet bereits erwartet.«

»Das will ich auch meinen!«, knurrte Prinz Viktor. »Na los!«

»Wenn Ihr mir denn bitte folgen möchtet.« Hofmarschall Enwar drehte sich mit übertriebener Eleganz um und klapperte mit seinen Absatzschuhen voraus. Prinz Viktor brauste hinter ihm her. Sdamar und Pir wechselten einen viel sagenden Blick. Man sah deutlich, dass der Prinz seine liebe Mühe hatte, Enwar nicht ungestüm zur Seite zu schubsen und ihm voranzueilen.

Die Königsburg von Rantaril war ebenso schmucklos wie die Stadt selbst. Ironischerweise erinnerte sie in vielen Dingen an das Gemäuer, das sich Runin als Sitz ausgesucht hatte. Selbst der Thronsaal machte einen kahlen und leeren, allenfalls funktionalen Eindruck. Der Raum war weder sonderlich groß noch besonders hoch. Die Decke wurde von einer Reihe runder Säulen gestützt, der Boden war mit steinernen Platten ausgelegt. Es gab einen recht großen, verrußten Kamin, vor dem in mehreren Reihen Stühle standen. Offenbar wärmten sich hier die Bewohner der Burg an kalten Tagen auf. Über dem Kamin hing ein Wappen mit einem doppelköpfigen Adler darauf. Man sah deutlich, dass dort zuvor ein anderes Wappen gehangen hatte, auch wenn ein eher schlecht als recht drapierter Schal und zwei gekreuzte Schwerter die zu kaschieren suchten.

An der Stirnseite des Saals befand sich ein kleines, von einem Teppich bedecktes Podium, auf dem der hölzerne Thron stand. Hinter dem Podium gingen links und rechts zwei weitere, schmalere Türen ab.

Der inzwischen zum Herzog avancierte Graf Turbold stand beim Eintreffen der unerwarteten Delegation mit auf dem Rücken verschränkten Armen am Kamin. Es schien, als versuchte er aus dem Ruß an den Steinen seine Zukunft zu lesen.

Turbolds ganze Kleidung – vom Samtwams mit bauschigen Achselstücken und wattierter Brustpartie bis hin zum Hut mit Federbusch – zeigte, dass er sich viel auf seinen neuen Stand einbildete. In der aufwendig verzierten Scheide am Gürtel trug er ein schmales Schwert mit kunstvoller Parierstange. Die Finger zierten mehrere wertvolle Ringe. Nicht minder edel waren Turbolds Stulpenstiefel und auch sein Spitzbart war sorgsam gestutzt.

Turbold drehte sich um, als Hofmarschall Enwar in den Thronsaal stolperte. Den Brief König Runins wog er dabei bedächtig in der Hand.

»Durchlaucht, hier sind ...«, begann Enwar, doch Turbold schnitt ihm mit einer lässigen Handbewegung das Wort ab.

»Es bedarf wohl keiner weiteren Vorstellung«, sagte er mit einem spöttischen Lächeln. »Durch den Brief bin ich im Bilde – wiewohl ich zugeben muss, dass mich die Entwicklung überrascht hat.«

»Ihr wisst, was Ihr zu tun habt«, gab Prinz Viktor eisig zurück. »Lasst sofort meinen Vater und all seine Getreuen frei!«

Mit höflichem Geplänkel hielten sich die beiden Männer wahrlich nicht auf.

»Gewiss doch«, beteuerte Turbold, noch immer spöttelnd. »Hofmarschall Enwar wird sich sogleich darum kümmern.«

Dem Angesprochenen gefiel der Befehl gar nicht, aber er machte nur gehorsam einen Bückling und verschwand.

Danach herrschte dumpfes Schweigen. Turbold und der Prinz fixierten sich mit finsternen Blicken und ließen sich keine Sekunde aus den Augen. Sdamar und Pir waren froh, als endlich die ehemals Gefangenen in den Thronsaal kamen.

Vornweg marschierte König Lár mit dem festen Schritt eines vermeintlichen Siegers. Er war ein recht kleiner Mann mit jetzt klebrigem, schwarzen Haar und wütendem Blick. In seinem abgewetzten Sträflingskittel wirkte er wie das krasse Gegenstück zum perfekt gekleideten Turbold.

»Viktor, mein Sohn!«, rief Lár und stürzte auf den Prinzen zu, um ihn überschwänglich zu umarmen. »Wie ich sehe hast du Hilfe geholt!«

Zu Sdamar und Pir gewandt fuhr er fort: »Ich wusste, dass ich mich auf meine Verbündeten aus Angorn verlassen kann! Ich danke Euch! Ich danke Euch!«

Er drückte den beiden kräftig die Hand.

»Die Gerechtigkeit hat obsiegt und die natürliche Ordnung hat sich bestätigt«, triumphierte der König weiter. Er schien diese Rede in den langen Stunden im Kerker regelrecht einstudiert zu haben. »Wie sollte es auch anders sein?«

»Vielleicht solltet Ihr Euch erst einmal ansehen, welchen Preis diese Wiederherstellung der *natürlichen Ordnung* gekostet hat«, schlug Turbold übertrieben lebenswürdig vor und reichte König Lár grinsend den Brief.

Lár wurde sogleich misstrauisch. Seine Augen verengten sich. Er warf einen Blick auf seinen Sohn, dann auf Pir und Sdamar.

»Preis?«, fragte er lauernd. »Was für ein Preis? Was hat das zu bedeuten?«

Eine etwaige Antwort gar nicht erst abwartend begann er den Brief zu lesen. Dabei verfinsterte sich seine Miene zusehends. Schließlich ließ Lár das Schreiben sinken.

»Ich kann nicht glauben, was ich gerade gelesen habe!«, stieß er wütend hervor. »Und am allerwenigsten kann ich glauben, dass *du* dem zugestimmt haben sollst!«

Er sah Prinz Viktor auffordernd an. »Hat man dich gefoltert? Hat man dich erpresst?«, wollte er wissen.

Der Prinz war bleich geworden. »Nein, Vater«, gab er zu. »Ich tat, was ich für das Beste hielt.«

»Das Beste?«, wiederholte Lár wutschnaubend. Jetzt wurde klar, von wem der Prinz die Angewohnheit hatte, ständig Teilsätze zu wiederholen. »Das Beste für wen?«

»Für Euch«, beteuerte Prinz Viktor unglücklich. »Ich wollte Euch wohlauf und in Freiheit wissen!«

»Lieber wäre ich im Kerker geblieben und dort verrottet, als diesem Kuhhandel zuzustimmen!«, empörte sich Lár.

»Nun, es besteht immer noch die Möglichkeit, dass Ihr Euch in den Kerker zurück begeben ...«, warf der spöttelnde Turbold ein, der die Szene sichtlich genoss.

»Ihr seid ein Verräter und haltet Euch gefälligst da raus!«, herrschte ihn Lár an. »Ein Land kann man nicht einfach teilen! Man kann nicht einfach einen Strich auf einer Karte ziehen und sagen: 'Ab heute ist dies ein neues Land'. Das ist unmöglich. Da könnte ja von überall her eine Bande Gesetzloser kommen und mir nichts, dir nichts ihre Unabhängigkeit fordern. Wo würde das denn hinführen?«

»Im Fall von Prondimar mag das anders sein«, versuchte Prinz Viktor vorsichtig dagegen zu halten. »Prondimar gehörte nicht immer zu Ayond und ...«

»Hast du den Verstand verloren?«, fragte König Lár mit der übertriebenen Entgeisterung eines Menschen, der mit voller Absicht verletzt wurde. »Bringst du nun gar schon Verständnis für Verräter und Abtrünnige auf? Für Leute, die deinen eigenen Vater eingekerkert haben und dich wie Vieh fortgeschleppt haben?«

»Vater, wir sollten das vielleicht ein andermal diskutieren«, bat Prinz Viktor beinahe flehentlich.

»Da gibt es nichts zu diskutieren!«, behauptete Lár aufgebracht. »Ich werde diesem Kuhhandel nicht zustimmen! Den aufgeblasenen Geck da« - er wies wütend auf

Turbold - »werde ich aus meiner Burg werfen und von meiner Armee Richtung Süden treiben lassen, wo ich mit diesen Rebellen gleich kurzen Prozess machen werde!«

»Welche Armee denn?«, fragte Turbold unschuldig.

»Wie Ihr dem Brief König Runins entnehmen könnt«, schaltete sich Sdamar jetzt energisch ein, »habt Ihr, Herzog Turbold, den Thron von Ayond tatsächlich unverzüglich zu räumen und mit Eurem Gefolge nach Prondimar zu ziehen. Denn wenn Ihr Euch wirklich als Prondimarer seht, widerspricht es in der Tat jeder Logik, dass Ihr auf dem Thron von Ayond sitzt. Dieses Verhalten macht Euch im Zweifelsfall zum Usurpator und zum Aggressor, was Angorn gewiss nicht unbeantwortet lassen würde.«

Schweigen kehrte ein. Turbold zeigte sich äußerlich unbeeindruckt und grinste verstehend vor sich hin. König Lár hingegen bedachte Sdamar mit einem bösen Blick. Wahrscheinlich ärgerte es ihn, dass Sdamar Runin als König und Turbold als Herzog titulierte hatte, doch der kümmerte sich nicht weiter darum. Er sah sich allein genötigt, das Gespräch an sich zu reißen und den übermütigen Turbold in seine Schranken zu weisen.

»Ich hätte mir denken können, dass dieser Kuhhandel, diese maßlose Übervorteilung Ayonds, dieser ganze Lug und Trug, das Ergebnis der so genannten angornischen 'Diplomatie' ist«, stieß König Lár verächtlich hervor.

»Ich bedauere, dass Eure Majestät das so sehen«, sagte Sdamar nüchtern, schob aber noch einen Seitenhieb hinterher: »Aber es ist vielleicht gut zu wissen, wie Ihr zu uns steht.«

König Lár sah weiter finster drein, sagte aber nichts.

»Wie Ihr dem Brief weiter entnehmen könnt«, nahm Sdamar den Faden unbeirrt wieder auf, »ist Kronprinz Rawe von Angorn im vollen Vertrauen auf die Vernunft und die Einsicht der beiden Streitparteien auf der Burg König Runins verblieben. Herzog Turbold wird schnellstmöglich in Begleitung seines Gefolges und in Begleitung Eures Sohnes, seiner Hoheit Prinz Viktor, als Verhandlungsführer von Ayond auf der Burg König Runins zurückerwartet. Sollte dies nicht der Fall sein, befindet sich der als Schlichter vor Ort verbliebene Kronprinz Rawe von Angorn in höchster Gefahr – einer Gefahr, der Angorn dann gezwungenermaßen mit militärischer Gewalt begegnen müsste.«

Turbold grinste noch immer wissend vor sich hin, während König Lár den Eindruck machte, als versuche er vergeblich, durch das Wirrwarr des von ihm so bezeichneten »Kuhhandels« hindurchzusteigen.

»Also schön«, sagte er schließlich zähneknirschend. »Morgen früh beim ersten Hahnenschrei will ich auf dem Burghof alle sehen, die mit Turbold den Abmarsch machen werden! Ich will meine Burg bis auf den letzten von diesen Verrätern gesäubert wissen!«

An Hofmarschall Enwar gewandt befahl er: »Ich will jetzt ein Bad nehmen und aus diesen widerlichen Kleidern heraus. Danach wünsche ich zu Abend zu essen – allein!«

»Gewiss, Majestät!«, beeilte sich Enwar zu versichern und machte einen Diener.

»Ach, und Enwar ...«, sagte der König noch wie beiläufig.

»Ja, Majestät?«

»Ich will dich morgen früh unter Turbolds Leuten auf dem Hof sehen. Sonst lasse ich dir heißes Blei in die Ohren gießen!«

Der König stapfte davon.

Der Hofmarschall protestierte nicht. Er wusste wohl nur zu gut, dass Lár in seiner jetzigen Situation gern einen Sündenbock gehabt hätte.

»Ihr solltet diesen Saal jetzt ebenfalls verlassen«, zischte Prinz Viktor den Herzog an, nachdem sein Vater verschwunden war. »Und zwar *auf der Stelle!*«

Turbold war das ölige Grinsen noch immer nicht vergangen. »Fein, fein«, willigte er amüsiert ein, zog formvollendet den Hut, drehte sich schwungvoll um und ging.

Prinz Viktor starrte ihm böse hinterher.

Pir und Sdamar rechneten schon damit, in Kürze allein gelassen zu werden, doch dann löste sich aus den bis dahin schweigenden Zuschauern im Thronsaal ein junger Mann, der wie König Lár einen Sträflingskittel trug.

»Viktor!«, rief er und eilte auf den Prinzen zu. »Wie froh ich bin, dich zu sehen!«

Obwohl die Worte des jungen Mannes denen von König Lár durchaus glichen, war die Begrüßung doch von unverkennbar echter Herzlichkeit und Freude.

»Quanion!« Prinz Viktor schlug dem jungen Mann lachend auf die Schulter. »Wie ist es dir ergangen?«

»Schauderhaft!«, entgegnete Quanion wahrheitsgemäß. »Nie wieder will ich einen Kerker von innen sehen. Ich bin froh, dass es damit nun vorbei ist.«

»Quanion, ich darf dir meine Begleiter vorstellen: Das sind Pir und Sdamar, deren Väter dem Rat von Angorn angehören.«

Prinz Viktor wies der Reihe nach auf die beiden Angorner.

»Angenehm«, sagte Quanion ehrlich und schüttelte beiden die Hand. »Viktor und ich sind Freude seit Kindheitstagen.«

»Lasst uns etwas essen«, schlug der Prinz vor. Seine Laune hatte sich schlagartig gebessert. »Ich habe einen Bärenhunger, und wie muss es dir da erst gehen!«

Wieder schlug er Quanion lachend auf die Schulter.

»Ich war nicht der einzige, der eingesperrt war«, erinnerte ihn Quanion mit einem diskreten Kopfnicken in Richtung der anderen Leute im Thronsaal.

»Oh«, machte Viktor betreten, »ja, richtig. Stürmen wir die Küche und die Vorratskammern!«, rief er dann laut. »Irgendwo in dieser Burg wird es doch noch etwas zu essen geben!«

Die Leute ließen es sich nicht zweimal sagen und eilten unter lautem Gemurmel hinaus.

Sdamar und Pir tauschten Blicke aus. Sie verstanden sich auch ohne Worte. Keiner von beiden hätte geglaubt, dass Viktor so etwas wie Freunde hatte. Und keiner von beiden hätte geglaubt, dass Viktor sich benehmen könnte wie ein kleiner Junge, der in Vaters Abwesenheit heimlich eine Feier für alle gibt.

Noch dazu schien Quanion so ganz anders zu sein als der Prinz. Der Sträflingskitzel beispielsweise schien ihn nicht im mindesten zu stören. Zumindest war er nicht so eitel, sein Modebewusstsein vor das unmittelbare Bedürfnis des zu stillenden Hungers zu stellen.

Als sich die etwa dreißig hungrigen ehemaligen Gefangenen in Küche und Vorratsräume der Burg ergossen, stoben die Bediensteten verängstigt auseinander oder drückten sich unsicher in entlegene Winkel und Ecken. Alle achteten tunlichst darauf, nicht im Weg zu stehen und niemanden anzurempeln. Wahrscheinlich waren die Gefolgsleute König Lárs schon unter normalen Umständen wenig zimperlich. Ausgehungert und mit nichts als der Wut über ihre Gefangenschaft im Bauch waren es wohl noch viel weniger angenehme Zeitgenossen. Die Atmosphäre war geladen.

Pir und Sdamar jedenfalls wussten mit einem Mal, wie gut sie es doch in Angorn hatten. Auch darüber brauchten sie weiter kein Wort zu verlieren.

Prinz Viktor und sein Freund Quanon schienen das indes nicht aufzufallen. Sie kamen mit zwei Tablettts wieder, die sich unter Essbarem schier bogen, und stellten sie auf einem langgezogenen Tisch ab.

»Greift zu, greift zu!«, forderte Prinz Viktor seine Gäste auf und ging dann gleich mit gutem Beispiel voran.

»Genau, greift zu«, sagte auch Quanon, kümmerte sich dann aber nicht weiter um Pir und Sdamar sondern wandte sich ganz seinem Freund zu.

»Also, ich hab' zwar ehrlich gesagt kein Wort von dem verstanden, was du da verhandeln sollst, aber es ist natürlich Ehrensache, dass ich dich begleite«, sagte er.

»Tolle Idee!«, fand Viktor.

»Ja, ich dachte mir nämlich, du willst doch sicher nicht als einziger echter Ayondi inmitten von Turbold und seinen Leuten zurück in den Süden reisen.«

Viktor schwieg und ließ die Gabel sinken. Aus dieser Sicht hatte er es offensichtlich noch nicht betrachtet.

»Nein, ganz sicher nicht«, erwiderte er gedehnt. »Ich werde meinen Vater bitten, mir ebenso viele Männer mitzugeben, wie Turbold hat.«

»Mit Verlaub«, fragte Pir vorsichtig, »denkt Ihr, dass Euer Vater noch so viele Getreue hat, auf die er sich verlassen kann?«

Sdamar knuffte seinen Freund in die Seite, doch da war die wenig diplomatische Frage schon heraus.

»Oh, macht Euch da mal keine Sorgen«, sagte Quanon und sah sich um. »Oder habt Ihr den Eindruck, diese Männer hier sind gut auf Turbold zu sprechen?«

Pir schenkte sich die Antwort auf die ohnehin rhetorische Frage. Beim Blick auf die saufenden, fressenden, grölenden und rülpsenden Kerle, die gerade die Küche verwüsteten, fühlte er sich allerdings auch nicht wohler. Es versprach, eine heitere Rückreise zu werden – auf der einen Seite Turbold und seine Neu-Prodimarier, auf der anderen Prinz Viktor und ein vermutlich rachsüchtiger und schwer kontrollierbarer Trupp Ayondi, den es hernach in Prondimar irgendwie zu beschäftigen und ruhig zu stellen galt.

Pir sagte es nicht, aber er kam mehr und mehr zu dem Ergebnis, dass Rawes Plan viele Lücken aufwies. Er kam jedoch nicht dazu, diesem Gedanken weiter nachzuhängen, denn mit einem Mal stürzte eine junge Frau in den Raum, laut Prinz Viktors Namen rufend.

Die junge Frau trug eine in einer Art Schleier endende Haube, die ein sehr jugendliches Gesicht mit großen, blauen Augen und einer spitzen, kleinen Nase einrahmte. Sie mochte siebzehn, allenfalls achtzehn Jahre alt sein.

Ehe sich der gute Prinz Viktor versah, warf sich ihm die junge Frau mit einem Jauchzen an den Hals und küsste ihn mütterlich links und rechts auf die Wangen.

»Ich habe eben erst erfahren, dass du wieder da bist!«, rief sie und kümmerte sich nicht im geringsten um die umstehenden Männer und Frauen. »Ich bin ja so froh, dass dir nichts passiert ist! Es muss schrecklich gewesen sein. Oh, mein armer, armer Liebling! Mein Schatz, mein tapferer, tapferer Held!«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich Pir noch weis gemacht, es handele sich bei der Frau möglicherweise um Prinz Viktors Schwester. Doch nun kamen ihm Zweifel.

Prinz Viktor machte sich vorsichtig von der Umarmung der jungen Frau frei und räusperte sich verlegen. Er vermied es sorgsam, sich in der Küche umzublicken, wo es inzwischen sehr viel ruhiger war.

»Meine Herren«, sagte er dann halblaut, »darf ich Euch Arrika vorstellen? Sie ist meine ... meine« - das letzte Wort schien ihm ausnehmend peinlich zu sein - »Versprochene.«

»Ja, wir wollen heiraten«, strahlte Arrika und machte dabei tatsächlich vor Freude kleine Luftsprünge, dass ihre grüne Cotardie in raschelnde Bewegung geriet.

»Ich unterbreche das Wiedersehen nur ungern«, sagte Sdamar trocken, »aber hört Ihr das auch?«

Alle lauschten. Tatsächlich waren aus einem Nebenzimmer die spitzen Schreie einer Frau zu hören.

»Ach, das wird nur einer der Männer sein, der sich mit einer Küchenmagd vergnügt«, sagte Quanon unbeteiligt und wandte sich wieder dem Essen zu. »Jetzt erzähl doch mal«, forderte er Prinz Viktor auf. »Was hat sich zugetragen?«

»Verzeihung«, sagte Sdamar nachdrücklich. »Aber wollt Ihr nicht vielleicht nachsehen? Nach Vergnügen hört sich das für mich nicht unbedingt an.«

Die Schreie der Frau waren lauter geworden, was in der Küche aber außer Sdamar und Pir niemanden zu interessieren schien. Nur die anderen Mägde waren unsichere Blicke Richtung Tür.

Arrika heftete ihre verliebten Augen an Prinz Viktor. »Ja, sie klingt ganz unglücklich«, bemerkte sie. »Du solltest wirklich nachsehen.«

Sie blickte ihren Prinzen erwartungsvoll an.

Viktor seinerseits warf einen Blick auf Quanon, aber der zuckte nur leicht die Schultern.

Mit einem ungehaltenen Seufzen legte Prinz Viktor sein Besteck beiseite, schob die Sitzbank zurück und stapfte zum Nebenraum. Arrika folgte ihm. Viktor stieß verärgert die Tür auf. Hinter ihm versuchte Arrika, bessere Sicht zu bekommen.

An der hinteren Wand einer kleinen, dämmrigen Abstellkammer stand ein großer, breitschultriger Mann mit wild abstehenden schwarzen Haaren. Zwischen dem Mann und der Wand stand verängstigt eine zierliche Frau, die einen einfachen Kittel und eine schlichte Haube trug. Der Mann stand breitbeinig vor ihr, hielt sie mit seiner mächtigen linken Pranke fest, während er mit der rechten in seinem Schritt herumnestelte. Er hatte der Tür den Rücken zugewandt, aber Prinz Viktor wusste auch so, wen er vor sich hatte.

»Lass die Frau in Ruhe, Okoner«, befahl er.

Zunächst reagierte Okoner gar nicht.

»Hast du mich nicht verstanden?«, fragte Prinz Viktor.

»Sie ist doch nur eine Magd«, entgegnete Okoner, ohne sich umzudrehen.

»Du sollst die Frau in Ruhe lassen«, wiederholte der Prinz scharf. »Offensichtlich will sie dich nicht, und ihr Geschrei stört uns beim Essen.«

Missmutig ließ Okoner von der Frau ab. Dann drehte er sich ganz langsam um. Man hätte glauben mögen, er sei schwerfällig, aber das wusste Prinz Viktor besser. Er hatte Okoner bei so mancher Rauferei und bei vielen Turnieren erlebt – wobei Raufereien ihren Namen eigentlich schon nicht mehr verdienten, wenn der Hüne daran beteiligt war. Wo Okoner hinlangte, wuchs in der Regel lange Zeit kein Gras mehr.

Die Magd stürzte weinend aus dem Zimmer. Okoner sah ihr spöttisch hinterher. Sein Hosenlatz stand offen. Er grinste und knöpfte ihn aufreizend lässig zu. Dabei blickte er sowohl Prinz Viktor als auch Arrika unverwandt und herausfordernd an.

»Zahlt dir mein Vater nicht genug Sold, dass du dir eine Frau kaufen kannst?«, fragte Prinz Viktor wütend.

»Wozu?«, erwiderte Okoner verächtlich. »Ich nehm' sie mir auch lieber so. Und normalerweise schreien sie auch nicht sondern warten brav, bis ich mit ihnen fertig bin. Nur dieses kleine Flittchen weiß wohl noch nicht, wo oben und wo unten ist. Und was den Sold angeht, mein werter Prinz, so habe ich davon in den vergangenen Wochen im Kerker ziemlich wenig gesehen!«

Er baute sich drohend vor dem Prinz auf und schob herausfordernd das Kinn vor.

Viktor war eingeschüchtert. Er wollte etwas sagen, brachte aber keinen Ton heraus.

»Wenn Ihr nicht wieder zurück wollt in den Kerker, solltet Ihr in Zukunft ohne zu zögern tun, was er sagt! Er ist nämlich der Prinz!«

Arrika drängte sich an Prinz Viktor vorbei. Sie war gut zwei Köpfe kleiner als Okoner, aber sie marschierte stolz wie ein Pfau auf ihn zu und hielt ihm tadelnd den Zeigefinger unter die knorrige Nase. Ihre Kulleraugen funkelten vor Wut.

»Turbold hat Euch in den Kerker werfen lassen, weil er Euch auf der Seite von König Lár währte, und genau aus diesem Grunde seid Ihr nun auch wieder draußen. Wenn Turbold sich geirrt hat und ihr doch nicht dem König dient, dann könnt Ihr ja morgen mit den anderen Verrätern die Burg verlassen. Also?«

Okoner hatte Arrika zunächst verdutzt und dann belustigt zugehört. In ihrer Wut wirkte die junge Frau eher niedlich denn böse. Als sie geendet hatte, herrschte zunächst gespannte Stille. Dann verzog Okoner seinen großen Mund zu einem breiten Grinsen und lachte ein dröhnendes, heiseres Lachen.

»Ihr habt Mumm in den Knochen, kleine Dame«, sagte er. Dann ging er. Aber als er bei Prinz Viktor angekommen war und sich schon neben ihm befand, wiederholte er noch einmal: »Die kleine Dame hat wirklich Mumm!«

Dabei sah er buchstäblich auf den Prinzen herab.

Dadurch abgelenkt stieß sich Okoner beim Hinausgehen den Schädel am Türbalken.

»Warum hast du ihm nicht seinen Willen gelassen?«, wunderte sich Quanion, als Prinz Viktor zurück am Tisch war. »An deiner Stelle hätte ich es mir mit allen verscherzt, aber nicht mit Okoner. Er wird dich sicher in den Süden zu diesem Runin begleiten und wenn er wegen dieser Sache noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen hat ...«

Er ließ den Satz unbeendet.

»Ach, ich finde, du hast richtig gehandelt«, erklärte Arrika vergnügt und drückte Prinz Viktor einen Kuss auf die Wange. »Du warst ein richtiger Held. Aber was ich nicht verstehe ... gibt es tatsächlich Frauen, die sich dafür bezahlen lassen, dass man sie an die Wand drückt?«

Sie sah Viktor fragend an, und als der peinlich berührt nach unten starrte, blickte sie der Reihe nach Quanion, Sdamar und Pir an. Freilich antwortete ihr niemand.

»Arrika«, sagte Prinz Viktor schließlich mit vor Wut bebender Stimme. »Geh mir *so-fort* aus den Augen, ehe ich aus der Haut fahre – und wage es nicht, mich noch einmal derart bloßzustellen, wie du es eben getan hast, hast du mich verstanden? Ich möchte, dass du jetzt gehst, und ich möchte, dass du dabei Haltung bewahrst. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Arrikas Augen füllten sich sogleich mit Tränen, aber sie gehorchte. Sie schluckte, stand tapfer auf und verließ den Raum, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

Quanon sah ihr noch kurz hinterher, dann nahm er das Gespräch im Plauderton wieder auf. Prinz Viktor für seinen Teil blieb anfangs noch etwas kurz angebunden und gereizt, aber schon bald flachste er wieder mit seinem alten Freund herum, als sei weiter nichts geschehen.

Es war kalt geworden in Mar Landro.

Der Nebel, der abends von der Rhyx heraufzog, hielt sich bis weit in den nächsten Tag hinein in den Straßen, wenn nicht der Herbstwind kam, ihn auseinander trieb und Laub mit sich brachte.

Prinzessin Selin war wie üblich früh auf. Sie stand, wie es für sie typisch war, mit auf dem Rücken verschränkten Armen am Fenster ihres Empfangszimmers und blickte hinaus auf die Stadt.

»Darf ich mich vielleicht setzen?«, fragte Taleb vorsichtig.

Selin würdigte ihn keiner Antwort sondern machte nur eine verärgerte Handbewegung der Erlaubnis.

Taleb setzte sich auf einen der gepolsterten Stühle und musterte sie noch eine Weile schweigend.

»Strafst du jetzt mich mit Nichtachtung, weil ich der Überbringer schlechter Nachrichten bin?«, fragte er schließlich ruhig.

»Ich möchte Euch bitten, die Form der Anrede zu wahren«, erwiderte Selin kühl, ohne weiter auf seine Frage einzugehen.

»Natürlich, Hoheit«, sagte Taleb mit einer Spur Sarkasmus in der Stimme. »Hat meine Frage dann Aussicht auf Beantwortung?«

»Spart Euch Eure Sticheleien«, entgegnete Selin ärgerlich. »Vielleicht wäre es besser, Ihr ließt mich noch eine Weile nachdenken. Allein. Wart Ihr schon zuhause?«

»Nein«, antwortete Taleb. »Ich bin ohne Umwege hierher gekommen. Auch Euren werten Herrn Vater habe ich noch nicht gesprochen, da er ja für gewöhnlich länger schläft. Außerdem dachte ich mir, dass Ihr die Nachricht als erste hören wollt – und ich weiß ja von Eurer Vorliebe des Frühaufstehens.«

»Würdest du bitte diese Anspielungen unterlassen?«, verlangte Selin.

Taleb zog die Brauen hoch. »Eure Hoheit vergessen die korrekte Form der Anrede«, tadelte er. »Im übrigen war es keine Anspielung sondern eine schlichte Tatsache.«

»Niemals hätte ich Palramy wegschicken dürfen!«, schimpfte die Prinzessin.

»Wie meinen?«, erkundigte sich Taleb. Selin schwieg ertappt.

»Palramy ist eine Freundin«, erklärte sie schließlich, »und als solche mit mehr Verstand gesegnet und weniger feige als ihr Männer!«

»Leider bin ich auf meinem Ritt in den vergangenen zehn Tagen an keinem Drachenhort vorbeigekommen«, versetzte Taleb in gespielter Bedauern, »entsprechend hatte ich keinerlei Gelegenheit, meine Kühnheit unter Beweis zu stellen. Jammer schade!«

»Hör auf damit!«, verlangte die Prinzessin.

»Sieh an«, staunte Taleb, »eine Reaktion – oder womöglich gar eine Emotion?«

»Was weißt du denn schon von Emotionen?«, fragte Prinzessin Selin höhnisch. »Du warst doch immer so edel, so beherrscht, so diplomatisch, so lieb, so nett, so zuvorkommend, dass dir nie auch nur ein harsches Wort über die Lippen gekommen wäre!«

»Ich ziehe es nun mal vor, meine Meinung sachlich zu äußern«, sagte Taleb betont ruhig, obwohl in Selins Worte sehr getroffen hatten. »Auch jetzt. Wie wäre es also, wenn wir uns wie zwei erwachsene Menschen unterhalten?«

Es war ein Friedensangebot.

»Deine Selbstbeherrschung macht mich rasend!«, sagte Selin resigniert.

»Wäre es dir lieber, wenn ich ein Choleriker wäre?«, wollte Taleb wissen.

Selin schüttelte den Kopf. »Nein«, erwiderte sie. »Aber wenigstens ein *bisschen* heißblütig.«

»Das ist meiner Meinung nach nichts Anderes als ein romantisch verklärender Ausdruck für Choleriker«, sagte Taleb.

»Natürlich«, erwiderte Selin brüsk, »und nur deine Meinung ist es, die zählt, habe ich Recht?«

»Mitnichten«, versicherte Taleb. »Deine Meinung ist mir sehr wichtig, und das weißt du. Du weißt auch, dass ich deine Ansichten in vielen Dingen teile. Und doch wünschst du dir einen Mann, der dir *harsche Worte* sagt, anstatt nett zu dir zu sein?«

»So habe ich das nicht gemeint«, sagte Selin knapp.

»Wie hast du es dann gemeint?«, fragte Taleb und sah sie dabei geradewegs an.

Die Prinzessin wandte sich ab. »Geh jetzt lieber.«

Taleb kannte Selin gut genug, um zu wissen, dass sie jetzt keinen Widerspruch mehr dulden würde. Sie konnte sehr stur sein. Und vielleicht stimmte es und sie brauchte tatsächlich jemanden, der ähnlich halsstarrig war wie sie. Dann freilich hatte sie Taleb mit Recht den Laufpass gegeben.

»Ich würde ja sagen, grüß deine Eltern herzlich von mir, aber es sollte unter uns bleiben, dass du bereits hier warst«, sagte Selin zum Abschied. Sie sah wieder aus dem Fenster. »Schau vorbei, wenn du meinem Vater offiziell Bericht erstattet hast.«

Taleb nickte. »Gut«, sagte er, drehte sich um und ging. Als er von der Straße aus noch einmal nach oben blickte, stand Prinzessin Selin immer noch unbewegt am Fenster.

»Taleb!«

Die blonde Frau mit dem dicken, geflochtenen Zopf fiel ihrem Sohn um den Hals.

»Guten Morgen, Mutter«, sagte Taleb lächelnd und drückte sie an sich.

»*Guten Morgen, Mutter?*«, wiederholte Talebs Mutter lachend. «Dir werd' ich helfen! Was soll dieses gedrechselte Gerede?«

»Rafan?«, tönte es in diesem Moment aus dem oberen Stockwerk. »Was soll dieser Lärm? Mit wem redest du da?«

»Mit deinem einzigen Sohn, du Tollpatsch«, rief Rafan fröhlich zurück. »Komm gefälligst herunter und begrüße ihn!«

Talebs Vater stieß einen überraschten Laut aus und eilte so schnell es ihm ging die Treppe herunter. Dabei wurde auch klar, warum ihn seine Frau einen Tollpatsch genannt hatte. Er humpelte und trug einen Verband um den rechten Knöchel.

»Vater, was hast du angestellt?«, fragte Taleb halb besorgt, halb belustigt.

»Ach, ich wollte einen Baumstumpf ausmachen, bin dabei wohl falsch aufgetreten und habe mir den Fuß verstaucht«, erzählte der Mann.

»Als hätten wir dafür nicht Bedienstete genug«, warf seine Frau kopfschüttelnd ein. Zu weiteren Diskussionen kam es nicht, weil jetzt im oberen Stockwerk lauter Türen klappten.

»Taleb! Taleb ist da!« riefen mehrere Mädchenstimmen durcheinander, und im Nu war Taleb von seinen fünf Schwestern umringt.

»Grüß dich, Bruderherz«, sagte Cadea mit ihrer sonoren Stimme und drückte Taleb herzlich an sich. Sie war die Älteste und hatte die dicken, blonden Haare ihrer Mutter geerbt. Auch Tibanna, Talebs zweite ältere Schwester, sowie Namiam und Nesthäkchen Sahanja kamen nach ihrer Mutter. Einzig die drittälteste Tochter Nimoré und Taleb selbst waren dunkelhaarig wie ihr Vater.

»Grüß dich, große Schwester«, sagte Taleb warmherzig und nahm Cadea in den Arm. Ebenso drückte er Tibanna, Namiam und Nimoré an sich. Nur die erst sechsjährige Sahanja umarmte er nicht sondern hob sie gleich hoch.

»Wo bist du gewesen?«, fragte die Kleine.

»Bei unseren Nachbarn im Süden, in Ayond«, erzählte Taleb. »Beziehungsweise in Prondimar.«

»Hast du uns etwas mitgebracht?«, fragte Sahanja.

»Ja, Geschichten«, erwiderte Taleb lachend. Er war froh, wieder im Kreise seiner Familie zu sein.

»Erzählst du sie uns?«, bat das Mädchen.

»Erst einmal wollen wir frühstücken«, antwortete Tibanna an Talebs Stelle.

»Marsch, geh in die Küche und hilf deiner Mutter!«

Sahanja war wenig begeistert, fügte sich aber schmollend, während Tibanna sie lachend vor sich hertrieb.

»Soll ich euch helfen?«, erbot sich Taleb.

»Nichts da!«, rief Tibanna aus der Küche zurück. »Wir machen das schon. Außerdem: Wenn ich nicht wüsste, dass du bis vor kurzem auf einem Pferd gesessen hast – merken würde ich es auch so!«

Taleb roch betroffen an seinem Wamsärmel. »Ist es so schlimm?«, fragte er unsicher.

»Viel schlimmer«, beteuerte Nimoré kichernd.

»Lass die Weiber doch«, brummte Talebs Vater. »Manchmal frage ich mich, wie ich es nur schaffen konnte, bloß *einen* Sohn zu zeugen!«

Er schüttelte versonnen den Kopf.

»Vielleicht lag es ja nicht an dir?«, feixte Taleb. Er war seinem Vater in die Wohnstube gefolgt und streckte sich genüsslich auf der gepolsterten Ofenbank aus.

»Mach du nur deine Witze«, beschwerte sich der Vater, während er begann, Taleb aus den schweren Reiterstiefeln herauszuhelfen. »Du musst Die Mädchen ja auch nicht verheiraten und ihre Aussteuer bezahlen. Der Einfluss deiner Mutter und deiner Schwestern auf dich war ohnehin viel zu groß. Du hilfst ja sogar im Haushalt.«

»Und wenn schon?«, lachte Taleb nachsichtig. »Was schadet es denn? Ich würde mir Cadea und Nimoré oft als Begleitung auf meinen Reisen wünschen. Sie sind klug und weitsichtig und haben eine gute Menschenkenntnis.«

»Sicher sind sie das«, pflichtete ihm sein Vater bei. »Klug und weitsichtig und unverheiratet. Nicht einmal Cadea und Tibanna sind unter der Haube.«

»Und wenn schon?«, wiederholte Taleb.

»Dir *hat* dieser Weiberhaushalt bereits geschadet«, behauptete sein Vater. »Wenn du nur etwas ... *männlicher* wärest und dich an deine Rolle hieltest, hätte dich Prinzessin Selin vielleicht erhört.«

Talebs Miene verfinsterte sich.

»Lass uns nicht wieder davon anfangen«, sagte er. Zu oft hatte er das Thema mit seinem Vater diskutiert, dabei aber natürlich nie zugeben können, wie weit sein Werben um die Prinzessin wirklich gegangen und wie weit sie ihn tatsächlich erhört hatte.

»A propos – warst du eigentlich schon im Palast?«, fragte Talebs Vater.

»Ja, aber der König konnte mich noch nicht empfangen und so bin ich wieder gegangen«, log Taleb. »Ich werde ihn heute Nachmittag aufsuchen.«

»Dann wird es sicher bald eine Ratssitzung geben«, vermutete Talebs Vater. »Aber, sag, was hat es auf sich mit diesem Pron...«

»Prondimar«, sagte Taleb. »Das ist der südliche Landesteil von Ayond, der sich nun abspalten will.«

Taleb erzählte seinem Vater, was sich auf seiner Reise zugetragen hatte. Er fasste sich dabei kurz, weil zwischenzeitlich immer wieder seine Mutter und seine Schwester hereinkamen und das Frühstück auftrugen. Normalerweise erledigten diese Aufgabe natürlich die Bediensteten des Hauses, aber an besonderen Tagen blieb die Familie gern unter sich.

»Hervorragend«, fand Talebs Vater. »Eine brillante Lösung. Auf diese Weise wird Blutvergießen verhindert und Angorn sichert sich diplomatische Bande zum neuen Land Prondimar. Prinz Rawe ist genau der richtige Mann für diese Aufgabe!«

»Vater, versteh mich nicht falsch«, warf Taleb ein, »aber der richtige Mann für diese Aufgabe wäre ich. Prinz Rawe hat seine Verpflichtungen hier, hier vor Ort in Mar Landro.«

Taleb wurde kurz nach Mittag noch einmal am Hof vorstellig. Dieses Mal erwartete ihn König Masun.

»Ah, mein lieber Taleb«, begrüßte er ihn. »Was gibt es denn Neues?«

»Einiges, Majestät«, antwortete Taleb und verbeugte sich kurz.

König Masun hatte offensichtlich gerade erst sein Mittagmahl beendet. Vor ihm auf dem Tisch stand noch ein Teller mit abgenagten Hähnchenknochen. Daneben lag eine fleckige Serviette.

»Hähnchen?«, fragte der König ungezwungen und wies auf eine Platte mit Hühnerbeinchen.

»Danke«, lehnte Taleb ab, schon beinahe irritiert ob so viel Gastfreundschaft. »Ich komme gerade gewissermaßen erst vom Frühstück mit der Familie.«

Er lächelte entschuldigend. Dann berichtete er dem König in allen Einzelheiten, was sich zugetragen hatte.

»Hm«, brummte König Masun gedehnt, als Taleb geendet hatte. »Mein Herr Sohn zieht es also vor, dem Hof fern zu bleiben.«

»Mit Verlaub, Majestät, das sehe ich nicht so«, verteidigte Taleb seinen Freund. »Ich denke, er hat sich die Sache wohl überlegt und ...«

»Taleb, Ihr wisst und ich weiß, dass Ihr selbst für die Aufgabe mindestens genau so gut geeignet wäret, wenn nicht gar besser«, unterbrach ihn der König streng. »Es ehrt Euch, dass Ihr Rawe derart in Schutz nehmt, aber er ist nun mal der Kronprinz und kann sich nicht einfach so in der Weltgeschichte herumtreiben, während ich hier versuchen muss, dem Rat seine eigenmächtigen Aktionen schmackhaft zu machen!«

Taleb schwieg, um Masun nicht Recht geben zu müssen.

Der König sagte ebenfalls nichts sondern starrte nur verärgert vor sich hin.

»Nun, wenn Ihr mich nicht weiter benötigt ...«, deutete Taleb vorsichtig an.

»Sicher, sicher, Ihr könnt gehen«, sagte Masun zerstreut. »Ich nehme an, Ihr wollt meiner Tochter noch einen Besuch abstatten?«

Taleb fühlte sich ein wenig ertappt. »Ja, das wollte ich«, gab er zu. »Mit Eurer Erlaubnis.«

Der Blick des Monarchen sprach Bände. Masun wusste nur zu gut, dass es auf seine Erlaubnis kaum ankam. Mit einer schwachen Handbewegung entließ er Taleb.

Der steuerte tatsächlich offiziell und ohne Umschweife die Gemächer der Prinzessin an, wo er von einer beflissenen Hausdame mit undurchdringlichem Gesichtsausdruck wortlos eingelassen wurde.

Selin saß an einem niedrigen Tisch und vertrieb sich die Zeit mit einer Patience. Sie machte das gewöhnlich, um besser nachdenken zu können.

Die Hausdame verschwand diskret und Taleb nahm der Prinzessin gegenüber Platz.

»Nun?«, fragte sie, ohne aufzusehen.

»Mein Vater ist begeistert vom Ablauf der Dinge«, berichtete Taleb. »Deiner hingegen nicht.«

Selin stieß ein verächtliches Schnauben aus. »Wundert dich das?«

»Ehrlich gesagt ja«, erwiderte Taleb.

Die Prinzessin wandte sich von den Karten ab und sah ihn an.

»Er stiehlt sich aus der Verantwortung, Taleb«, sagte sie hart. »Er verkrümelt sich auf irgendeiner Burg in Ayond oder Prondimar oder wie auch immer man dieses Land nun nennen mag und zettelt eine fürchterlich aufwendige Aktion an. Der Winter steht vor der Tür und wir sollen Truppen nicht überschaubarer Stärke gen Süden schicken. Ich bin kein Stratege, aber selbst ich weiß, dass jetzt nicht die beste Zeit dafür ist.«

»Wir konnten uns die Zeit nicht aussuchen«, warf Taleb ein.

Selin rollte ärgerlich mit den Augen. »Aber niemand hat Rawe gezwungen, gleich derart verbindliche Zusagen zu machen und solch konkrete Pläne vorzulegen«, sagte sie. »Oder hättest du das an seiner Stelle auch getan?«

»Nein«, musste Taleb zugeben. »Der Plan stammt auch von ihm. Einwände hat er nicht gelten lassen. Ich an seiner Stelle hätte die Prondimarer und die Ayondi erst einmal bis mindestens zum Frühjahr in Verhandlungen verstrickt. Aber das heißt ja nicht, dass mein Vorgehen notwendigerweise den Königsweg dargestellt hätte.«

»Ich hätte jedenfalls nicht gedacht, dass er in seinem Egoismus so weit geht«, sagte Selin grimmig.

»Findest du nicht, er will einfach nur mit gutem Beispiel voran gehen?«, hielt Taleb dagegen. »Sicher hätte er auch Sdamar oder mich mit der Aufgabe betrauen können – Pir traue ich sie bei aller Freundschaft nicht zu -, aber er hat die Verantwortung

nicht delegiert sondern sie selbst übernommen. Das ist doch aller Ehren wert, denke ich.«

Doch die Prinzessin schüttelte den Kopf.

»Du siehst nicht die Gesamtsituation«, fand sie.

»Dann erklär sie mir.«

»Gut.« Selin nahm eine Karaffe mit Wasser und goss für sich und ihren Gast je ein Glas ein. »Du vergisst, dass wir nicht ein Problem haben sondern zwei. Neben dem Konflikt in Ayond bahnt sich auch noch einer im Norden mit den Tanú an.«

»Ich weiß; ich war dabei«, erinnerte sie Taleb. »Wie haben sich die Dinge dort eigentlich entwickelt?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Selin, »und genau das ist der springende Punkt: Mein Vater hat seinen erfahrensten General mit 28 Mann gen Norden geschickt und es ist, als habe die dortige Steppe sie verschluckt.«

»Ihr habt gar nichts mehr von ihnen gehört?«, fragte Taleb. »Das ist nicht gut.«

»Eben«, pflichtete ihm Selin bei. »Im Vertrauen: Ich finde, mein Vater hat damit allein schon einen Fehler gemacht. Er hätte nicht gleich Zular zu den Tanú schicken müssen. Das ist, als nehme man einen Vorschlaghammer, um Walnüsse zu knacken. Irgendein Hauptmann hätte es auch getan. Nun aber ist der vielleicht wichtigste General der Armee von Angorn irgendwo im Norden verschollen - und mein Bruderherz macht tollkühne Pläne, die weitere Truppenbewegungen erfordern! Wer soll denn diese Truppen kommandieren?«

»Er ist sicher davon ausgegangen, dass Zular längst wieder zurück ist«, vermutete Taleb.

»Er hatte aber keine verlässlichen Informationen, dass dem so ist«, entgegnete Selin. »Deshalb hätte er diesen Plan eigentlich gar nicht erst fassen und noch viel weniger hätte er ihn ohne Rücksprache mit seinem Vater und dem Rat in die Tat umsetzen dürfen. Nun muss mein Vater wieder einmal dem Rat gegenüber einen Alleingang meines Bruders rechtfertigen – und das wird schwer genug. Die Position meines Vaters ist nicht die beste, musst du wissen.«

Taleb zog verwundert die Brauen hoch. »Tatsächlich?«

»Sehe ich so aus, als würde ich damit Witze machen?«, fragte Selin missmutig zurück. »Iralund ist ganz klar gegen meinen Vater; das weiß ich mit Sicherheit. Dakul und Djamik würden ihm bei erster Gelegenheit zur Seite springen, aber sie trauen

sich nicht aus der Deckung, zumal mein Vater Iralund zuletzt durch geschicktes Paktieren im Rat immer wieder kaltgestellt hat.«

»Es ist nur legitim, dass Ratsmitglieder Entscheidungen des Königs nicht billigen. Es wäre sogar legitim, aus dem Rat einen neuen König zu wählen«, sagte Taleb.

»Das weiß ich selbst!«, fauchte Selin ungehalten. »Mein Vater würde den Thron wahrscheinlich sogar mit Freuden räumen, wenn ...«

»Wie bitte?«, unterbrach sie Taleb. »Was sagst du da?«

»Ja, ist dir das denn nicht klar, Taleb?«, fragte Selin. »Mein Vater ist jetzt fünfundvierzig Jahre alt und sitzt seit nunmehr dreiundzwanzig Jahren auf diesem Thron. Dreiundzwanzig Jahre, in denen er ständig versucht hat, für einen Ausgleich zwischen den Strömungen und Parteien in diesem Land zu sorgen, in denen er unterwegs war, um die Beziehungen zu unseren Nachbarn zu pflegen, in denen er Gespräche geführt und Streitigkeiten geschlichtet hat. Er ist müde, Taleb, und seine Gesundheit ist angegriffen. Seit einigen Jahren bekommt er im Winter diesem trockenen Husten und er klagt über Schmerzen in den Gliedern. Rawe weiß das – oder zumindest *sollte* er es wissen und dem Rechnung tragen. Er weiß, dass seine Stunde naht und er vielleicht bald die Regentschaft übernehmen soll.«

Taleb schüttelte energisch den Kopf. »Ich kann das nicht glauben«, beharrte er. »Jedenfalls nicht so. Wenn Rawe den Thron nicht besteigen will, warum erklärt er dann nicht einfach seinen Verzicht?«

»Wenn dann auch noch mein Vater zurücktritt, wäre unsere Familie gänzlich ohne Stimme im Rat«, erklärte Selin. »Außerdem ist er Zeit seines Lebens auf diese Aufgabe vorbereitet worden. Das gibt man nicht so ohne weiteres auf.«

»Es ist erst seine Lebensaufgabe, seit du sie abgelehnt hast«, bemerkte Taleb spitz.

»Was willst Du damit andeuten?«

»Dass du ihm nur schwerlich etwas vorwerfen kannst, was du selbst auch getan hast.«

»Aber ich hatte ganz andere Beweggründe.«

»Sicher«, meinte Taleb süffisant, »wenn zwei das Gleiche tun ist es noch lange nicht das selbe ...«

»Ich *wollte* doch Königin sein«, sagte Selin wütend. »Aber das Gesetz verbietet es mir. Durch unsere Heirat wäre ich nur dein Steigbügelhalter geworden, hätte dir auf den Thron geholfen und regiert hättest danach du!«

»Wir hätten gemeinsam regiert«, widersprach Taleb kopfschüttelnd.

»Ja, hinter verschlossenen Türen vielleicht«, sagte die Prinzessin. »Aber alle Briefe, alle Dekrete, alle Urkunden hätten dein Siegel getragen und in den Geschichtsbüchern wäre wieder einmal nur vom *König* Taleb die Rede gewesen!«

»Aber das sind doch Marginalien, Selin!«, ereiferte sich Taleb aufgebracht.

»Ja, so wie ich eine gewesen wäre in den Geschichtsbüchern!«, konterte Selin.

»Nun wirst du überhaupt nicht Eingang in die Geschichtsbücher finden«, hielt Taleb dagegen. »Und du wirst nichts ändern. Aber wären wir erst einmal verheiratet gewesen, hätten wir die Gesetze vielleicht ändern können.«

»In diesem Land wird sie nie etwas ändern!«, schimpfte Selin. »Nicht, was das Recht einer Frau auf den Thron angeht!«

»Ich teile deine Ansicht, dass Frauen in Angorn in *jeder* Hinsicht die gleichen Rechte, Pflichten und Möglichkeiten haben sollten wie Männer. Aber du musstest ja ausgerechnet an mir ein Exempel statuieren!« Taleb war wütend. »Du hast unsere Liebe auf dem Altar deiner Prinzipien geopfert!«

»Wer sagt denn, dass ich dich geliebt habe?«, erwiderte Selin kalt. »Unsere Verbindung ist angebahnt worden, nichts weiter.«

Taleb antwortete nicht sofort. Die Worte der Prinzessin hatten ihn zu tief getroffen.

»Natürlich ist unsere Verbindung angebahnt worden«, sagte er dann mit erzwungener Ruhe. »Aber ich habe dich trotzdem geliebt.«

»Das mag Wunschdenken gewesen sein«, versetzte Selin. »Aber auch wenn ich mich in dir getäuscht haben sollte, du mich aufrichtig geliebt hast und mit mir gemeinsam dieses Land regieren wolltest: Ich kann meinen Verzicht auf den Thron nicht rückgängig machen. Wenn Rawe nicht das Erbe meines Vaters antritt und mein Vater sich aufs Altenteil zurückzieht, hat unsere Familie keine Stimme mehr im Rat und Iralund hat freie Bahn.«

»Was wäre denn so schlimm daran?«, fragte Taleb.

»Da ist irgendwas im Busch mit der Bruderschaft der Schatten und den Tempelern«, setzte ihn Selin ins Bild. »Ein Machtkampf, und ich fürchte, der würde im Zweifelsfall auf dem Rücken der kleinen Leute und auf Kosten unserer Freiheit ausgetragen.«

Taleb schwieg und dachte nach. »Durch meinen Vater und mich werden du und deine Familie immer eine Stimme im Rat haben«, sagte er dann vage.

»Das mag gut gemeint sein, aber du wirst verstehen, dass mir das allein nicht reicht«, entgegnete die Prinzessin.

»Wenn Iralund gegen die Gesetze verstößt, kann dein Vater ihn doch dingfest machen«, sagte Taleb.

»Ich habe allein die Berichte von Palramy. Die reichen als Beweis wohl kaum aus«, bedauerte Selin.

»Schon wieder dieser Name«, bemerkte Taleb. »Wer ist diese Palramy eigentlich?«

»Eine Freundin«, erklärte Selin ausweichend.

Taleb verzichtete darauf, weiter nachzuhaken. »Kann man ihr trauen?«, fragte er statt dessen.

»Natürlich kann man ihr trauen«, schnaubte die Prinzessin empört. »Aber Iralund würde sie mit Leichtigkeit als zwielichtig diskreditieren und der Rat würde ihrem Wort keinen Glauben schenken.«

»Zwielichtig?«, wiederholte Taleb und sah Selin prüfend an.

»Frag nicht«, erwiderte sie nur.

Wie Tasmir vom Haus Honvar erwartet hatte, war es auf der Sitzung sehr laut und sehr hitzig zugegangen. Der Rat war gespalten. Viele seiner Mitglieder fühlten sich übergangen und vor vollendete Tatsachen gestellt. Kronprinz Rawe hatte eigenmächtig Entscheidungen von großer Tragweite getroffen, von denen der König nun verlangte, dass sie nachträglich abgesegnet würden. Iralund und Dakul hatten offen davon gesprochen, dass der Rat auf diese Weise ausgehebelt werde – und der Verdacht lag ja auch nahe.

Tasmir fühlte sich nicht wohl in seiner Haut, als es ihn in jene Teile von Mar Landro verschlug, die er unter normalen Umständen bei Dunkelheit nie und nimmer betreten hätte. Hier waren die Straßen eng, rutschig und schlammig, die Häuserfassaden verwittert und niemand machte sich die Mühe, nachts Laternen oder Fackeln anzuzünden. Wegen seiner Verletzung kam das Ratsmitglied zudem nur langsam voran. Tasmir war unter diesen Umständen ganz sicher ein bevorzugtes Opfer für Räuber und Beutelschneider, die es selbst in Angorns Hauptstadt in großer Zahl gab.

Das ungute Gefühl steigerte sich noch, als wie aus dem Nichts ein großer Mann in einem Umhang mit Kapuze vor Tasmir trat. Der Unbekannte musste sich im Stich zwischen zwei der niedrigen Häuser verborgen gehalten haben.

»Und?«, fragte er ohne jede Begrüßung.

Tasmir gefiel es nicht, dass der Mann sich offensichtlich sehr sicher war, wen er vor sich hatte. »Seid Ihr ...?«, hob er an, aber der Unbekannte schnitt ihm das Wort ab.

»Ich bin der, den Ihr treffen solltet«, sagte er mit seltsam glatter Stimme. »Und sprecht gefälligst nicht so laut.«

Tasmir zog schuldbewusst den Kopf ein. »Verzeihung«, flüsterte er. »Es ist das erste Mal, dass ich ...«

»Die Ratssitzung!«, erinnerte ihn der Mann unwirsch.

»Nun, ich habe den Rat noch nie so zerstritten erlebt wie heute Abend«, berichtete Tasmir.

Der Unbekannte nahm es vollkommen unbewegt auf. Sein Gesicht war durch die Kapuze ohnehin verdeckt, aber auch sonst verriet nichts an ihm eine Gefühlsregung.

»Ikelind?«, fragte er dann knapp.

»Steht nach wie vor zum König«, erwiderte Tasmir leise. »Aber ich habe das Gefühl, selbst er wankt allmählich in seiner Treue. Kronprinz Rawe sitzt noch nicht einmal auf dem Thron und führt sich doch schon auf, als sei er König und oberster Feldherr. Mir gefällt das auch nicht.«

»Wenn Ihr ein gesetzestreuem Mann seid, kann Euch das auch nicht gefallen«, sagte der Mann mit einem gefährlichen Unterton in der Stimme. »Es war gut, dass Ihr mir berichtet habt.«

»Was werdet Ihr jetzt tun?«, fragte Tasmir unsicher.

»Für Ordnung sorgen«, erwiderte der Unbekannte. »Wie ich dies tue, lasst meine Sorge sein! Geht jetzt!«

Tasmir war unschlüssig. Er war es nicht gewohnt, dass man ihm Befehle erteilte und den Anderen in seinem Rücken zu wissen schmeckte ihm nicht. Aber es blieb ihm nichts weiter übrig und so wandte er sich zum Gehen.

Unvermutet sagte der Unbekannte dann doch noch: »Mir fällt auf, dass Ihr hinkt, Tasmir. Was habt Ihr mit Eurem Bein gemacht?«

Tasmir hielt überrascht inne. »Ach das!«, sagte er. »Ein dummer Unfall. Ich habe mir den Fuß verstaucht, als ich im Garten einen Baumstumpf ausmachen wollte.«

»Ihr solltet vorsichtiger sein!«, riet ihm der Unbekannte.

Der Lärm von splitterndem Glas und Holz drang hinter der verschlossenen Tür hervor. Hofmarschall Enwar kannte diese Geräusche nur zu gut. König Lár hatte wieder einmal einen seiner berüchtigten Wutanfälle, bei denen man von Glück sagen konnte, wenn nur Mobiliar zu Bruch ging. Das hatte Enwar schon am eigenen Leib erfahren müssen. Seitdem hielt er sich in solchen Augenblicken tunlichst von dem König fern.

Er winkte den beiden Mägden, die in Eimern heißes Wasser heranschleppten, hektisch zu. Dann klopfte er nervös an die Tür.

»Ja!«, schrie Lár gereizt.

Enwar trat vor den beiden Mägden ein und bemühte sich, dem Chaos in dem Zimmer keine größere Beachtung zu schenken.

König Lár hatte einen wilden, unsteten Blick in den Augen. Seine Fingerknöchel waren blutig. Er atmete heftig und sah sich in dem Raum um, als suche er dringend irgendetwas, auf das er sich als nächstes stürzen konnte – irgendetwas oder irgendetwas.

Wieder winkte Enwar den Mägden zu. Die beiden Frauen zögerten den Raum zu betreten. Das Winken des Hofmarschalls wurde energischer. Die Unsicherheit der beiden Dienerinnen wurde größer. Sie tauschten unsichere und viel sagende Blicke aus.

»Na, wird's bald?«, schrie der König. »Kommt herein und macht die Tür zu, es zieht! Wenn ich's gern kalt und zugig hätte, wäre ich im Kerker geblieben!«

Wutentbrannt trat er gegen den bereitstehenden Waschzuber. Dabei tat sich Lár gewiss weh, aber er schien es nicht zu spüren.

Zaghaft setzten sich die beiden Mägde in Bewegung und kippten das Wasser in den Zuber. Der König schien sie zunächst gar nicht wahrzunehmen, aber dann kam eine Art gierigen, unbeherrschten Lebens in seinen Blick. Er taxierte beide Frauen grimmig und lüstern, fixierte schließlich die jüngere der beiden, musterte unverhohlen ihre Rundungen, Hals, Beine, Schultern und Brüste. Er befeuchtete seine trocken gewordenen, spröden Lippen. Unverkennbar machte sich Erregung in ihm breit.

Zwei weitere Frauen kamen und schütteten Wasser nach, aber sie waren alt und König Lár beachtete sie gar nicht. Es war, als stünde er unter einem Bann. Er machte fahrig, nervöse, unwillkürliche Bewegungen, rieb sich die Hände, fuhr sich durch die Haare und kratzte sich an der Nase.

Dann kamen die beiden Mägde wieder.

»Du«, sagte der König plötzlich mit heiserer, belegter Stimme, und die beiden Frauen fuhren erschreckt zusammen. Sie drehten sich mechanisch um. Es war, als sei etwas Unausweichliches eingetreten, als habe ein faules Los entschieden, wer leben durfte und wer leiden müsse.

»Nicht du!«, sagte der König und wedelte mit der rechten Hand in Richtung der älteren Frau, als würde er eine lästige Fliege verscheuchen. »Die andere!«

Die ältere Frau sah erleichtert aus, machte eilig einen Knicks und verschwand aus dem Zimmer.

Das Gesicht der jungen Magd war stoisch, als sie der König mit unzweideutigem Blick musterte. »Du wirst bei mir bleiben und mit mir ... baden.«

Die Frau erwiderte nichts. Sie nahm es hin.

»Nein, das wird sie nicht!«

Enwar's Stimme zitterte. *Er zitterte*, wusste er doch, dass abermals etwas Unausweichliches geschehen würde. Der Hofmarschall hatte gerade die Pforten zur Hölle aufgestoßen. Er steuerte auf seinen Untergang zu, aber er folgte einem Drang, den er nicht mehr zurückhalten konnte.

Zunächst sah König Lár seinen Hofmarschall nur amüsiert an und lachte. Dann schüttelte er den Kopf und griff nach der Hand der jungen Magd, um sie an sich zu ziehen. Doch Enwar riss die Frau fort und stellte sich zwischen sie und den König.

»Geh!« befahl er der Magd über die Schulter hinweg. »Nun geh schon!«, herrschte er sie an, als sie wie in Trance noch immer stehen blieb. Dann endlich drehte sich die Frau um und stürzte aus dem Raum.

König Lár wollte ihr nach, doch der Hofmarschall stieß ihn zurück.

Vollkommene Fassungslosigkeit malte sich im Gesicht des Monarchen. Er sah Enwar aus weit aufgerissenen, irren Augen an. Seine Unterlippe bebte und er öffnete mehrfach den Mund, als wolle er etwas sagen, bringe aber kein Wort heraus. Dann kam plötzlich von irgendwo in seinem Inneren ein Wutgeheul wie ein unheilvoller Gewitterdonner und mit einem heiseren Schrei stürzte Lár auf seinen Hofmarschall los, um ihn mit brutalen Schlägen und Tritten zu traktieren.

»Du Verräter!«, brüllte er und dann immer wieder und wieder: »Ich bin der König! Ich bin der König! Hörst du? Du Sau! Du elender Sohn einer Hure! Ich bin der König!«

Enwar krümmte sich unter den Schlägen des rasenden Königs. Seine Nase brach. Die Haut über seinen Augenbrauen platzte. Ihm blieb die Luft weg. Sein linkes Ohr

riss ein. Er hörte nichts mehr. Er wurde durchgeschüttelt. Blut rann ihm über das Gesicht. Er schmeckte es in seinem Mund, während er verzweifelt versuchte zur Tür zu gelangen.

König Lár war von Sinnen. Er schrie wie ein Tier und prügelte Enwar aus dem Zimmer. Dann stürzte er an dem Hofmarschall vorbei, immer noch wüsteste Verwünschungen schimpfend.

Enwar lag am Boden und weinte. Aber er weinte nicht der Schmerzen halber. Er weinte, weil er ein solcher Feigling war und erst jetzt getan hatte, was er vor Jahren schon hätte tun müssen.

Als Enwar aufblickte, sah er durch den Tränenschleier hindurch die Gesichter der vier Mägde. Er schluchzte laut auf und sah sie flehendlich an. Doch die Frauen sahen nur schweigend auf ihn herab. Keine sagte ein Wort. Sie blickten ihn nur stumm an - kalt und ohne jedes Mitleid.

»Bringt ihn doch endlich zum Schweigen!«

General Zular schlug wütend gegen die Gitterstäbe der Zelle, in welcher der gefangene Tanú noch immer seinen monotonen Singsang intonierte.

Falls das eine Aufforderung an Festungskommandant Hidam Adahon und Pherridor von Polia war, wurde sie von beiden geflissentlich überhört.

»Ich frage mich«, sagte Adahon statt dessen nachdenklich, »warum er das tut.«

Er betrachtete den Gefangenen versonnen, als handele es sich um ein besonders interessantes Studienobjekt.

»Es hört sich nicht eben fröhlich an«, bemerkte Pherridor im gleichen Tonfall, während Zular schimpfend vor der Zelle auf und ab marschierte. »Vielleicht ist es ein Klagelied. Immerhin befindet er sich in Gefangenschaft. Für ein freiheitsliebendes Volk wie diese Tanú muss das eine Qual sein.«

»Da könntet Ihr Recht haben«, gab Adahon zu.

»Ich habe auf meinen Reisen durchaus schon einige Klagelieder gehört«, meinte Pherridor. »Aber ich muss zugeben, dies hier klingt wirklich sehr befremdlich.«

»Wenn die beiden Herren ihre gelehrten Vermutungen so weit ausgetauscht haben, sollten wir vielleicht einfach zur Tat schreiten«, schlug General Zular mit wütendem Sarkasmus vor. Zu seiner Abneigung gegen den Diplomaten Adahon hatte sich inzwischen auch eine Antipathie gegen den merkwürdigen Fremden aus dieser un-

bekannten Stadt namens Polia gesellt, der aus irgendeinem Grund immer und überall dabei zu sein schien.

»Wir werden auf den Übersetzer warten«, entgegnete Adahon ruhig, den Blick unverwandt auf den Tanú gerichtet. »Ihr sagt selbst, so lautet der Befehl des Königs.«

Der General fluchte halblaut. »Wenn es nach mir ginge ...«, deutete er viel sagend an, brach aber ab, weil Moslik und Palramy eintraten.

»Das wurde aber auch Zeit!«, kommentierte er grimmig, verschränkte dann die Hände auf dem Rücken und drehte sich demonstrativ weg.

Auf ein Zeichen Adahons hin holten zwei Männer den Tanú aus der Zelle – freilich nicht, ohne ihm vorher die Hände zu fesseln. Sie geleiteten den Gefangenen zu einem Tisch und drückten ihn unsanft auf einen Stuhl.

Der Tanú hatte aufgehört zu singen. Wortlos musterte er erst Adahon, dann Zular, dann Pherridor, Palramy und schließlich Moslik.

Dann fing er wieder an zu singen.

»Der macht mich noch wahnsinnig!«, schrie Zular.

»Das ganz offensichtlich«, pflichtete ihm Adahon ironisch bei.

Der General hatte schon den Mund für eine vermutlich scharfe Erwiderung geöffnet, als Moslik plötzlich unaufgefordert etwas sagte, woraufhin der Tanú tatsächlich verblüfft schwieg und den jungen Übersetzer verblüfft ansah.

Dann antwortete er.

»Was habt Ihr gesagt?«, wollte Zular aufgeregt wissen. »Und was hat er gesagt?«

»Ich habe ihn begrüßt und nach seinem Namen gefragt«, erklärte Moslik angespannt. »Er sagt, er heißt Nomir.«

Moslik war in den vergangenen Tagen immer wieder die Fragen durchgegangen, die er dem Tanú stellen würde, und hatte sie auswendig gelernt. Jetzt war es soweit und er war so aufgeregt wie vor einer Abschlussprüfung in der *Schufrezu*.

Er beeilte sich folglich, gleich die nächste Frage nachzuschieben, ehe er sie vergessen konnte. »Ich habe ihn gefragt, warum die Tanú das tun, was sie tun«, gab er an die Umstehenden weiter und wartete die Antwort ab.

»Er sagt, dafür gebe es zwei Gründe«, dolmetschte er dann.

»Ach, und welche sind das?«, schnaubte General Zular, was Moslik wortgetreu so weitergab.

»Otschi o rab«, sagte der Tanú.

Moslik sah seinen Gegenüber ratlos an. »Rab?«, wiederholte er dann, um die korrekte Aussprache bemüht. »Kebunda rab?«

Der Tanú nickte bekräftigend. »Rab!«, sagte er und klopfte – ob der gefesselten Hände etwas umständlich - mit den Fingerknöcheln der geballten Faust auf den Tisch.

Moslik seufzte. »Also, er sagt, die Gründe sind ‚elf und der Tisch‘«, berichtete er.

»Der Tisch?«, wiederholte Adahon stirnrunzelnd. »Das ergibt doch keinen Sinn!«

»Nicht für vernünftige Menschen jedenfalls«, fauchte Zular. »Aber wir haben es ja auch mit einer Bestie zu tun, einem wilden Tier!«

»Vielleicht sollten wir ihn zunächst mal fragen, was es mit der Zahl elf auf sich hat«, sagte Adahon an Moslik gewandt. Dieser übersetzte.

Als Reaktion darauf nahm der Tanú die auf dem Tisch stehende Kerze und platzierte sie vor sich.

»Angorn«, erklärte er, und deutete dann im Uhrzeigersinn auf imaginäre Punkte rund um die Kerze und zählte: »Og, drob, drobi, tur, pinn, sna, faht, nidsch, bahl, hocht.«

Er hatte deutend einen Kreis beschrieben und war jetzt wieder genau über der Kerze angekommen. »Otschi«, schloss er wie zur Bekräftigung und sah danach auffordernd in die Runde.

»Lasst mich raten«, sagte Adahon, ehe Moslik dolmetschen konnte. »Er hat gerade von eins bis elf gezählt, richtig?«

»So ist es«, bestätigte Moslik.

»Sie fühlen sich zurückgesetzt«, stöhnte Adahon verstehend auf. Er fuhr sich erschöpft mit der Hand durchs Gesicht. »Was war der zweite Grund?«, fragte er dann. »Ein Tisch? Hätten wir uns vielleicht mit ihnen treffen sollen? Uns an einen Tisch mit ihnen setzen?«

Moslik dolmetschte holpernd, doch der Tanú sah ihn nur verständnislos an und schüttelte den Kopf. Er sagte etwas und versuchte dabei zu gestikulieren, aber die Fesseln behinderten ihn zu stark.

»Ich glaube, *rab* heißt wohl doch nicht *Tisch*«, musste Moslik kleinlaut zugeben. Es war ihm peinlich, weil es offensichtlich ein sehr einfaches und elementares Wort war.

»Holt mir eine Schiefertafel und ein Stück Kreide«, wies Adahon einen der Wachmänner an. Als dieser mit dem Gewünschten zurück war, schob der Festungskom-

mandant beides dem Gefangenen hin und befahl: »Nehmt dem Mann die Fesseln ab.«

Pherridor machte unwillkürlich einen Schritt zurück und General Zular protestierte lautstark: »Seid Ihr wahnsinnig?«

»General, mit einem kampferprobten Recken wie Euch an meiner Seite fühle ich mich vollkommen sicher«, beteuerte Adahon in seiner typischen Art. »In diesem Raum befinden sich Leute genug, um den Gefangenen nötigenfalls zu überwältigen. Also – ich darf dann wohl bitten?«

Der Wachmann wirkte alles andere als überzeugt, als er die Fesseln mit einem schnellen Schnitt seines Schwertes durchtrennte. Danach machte er schnell einen Satz von dem Tanú weg und hielt ihn mit gezückter Waffe ständig im Auge.

»Sagt ihm, er soll dieses *rab* malen!«, wies Adahon den Übersetzer an.

Gespannt beobachtete er, was auf der Tafel entstand.

Ein Tisch war es jedenfalls nicht.

»Er hat keinen Tisch gemeint«, erkannte auch Pherridor. »Er hat das Material gemeint, aus dem der Tisch ist.«

»Holz«, stimmte ihm Palramy zu, die ihm über die Schulter geschaut hatte. »Bäume.«

»Es ist das selbe Wort«, fiel es Moslik wieder ein. »Holz, Baum, großer Strauch und Wald – für all das haben die Tanú nur ein Wort. Wobei die Tanú auch nur einen Wald kennen.«

Er war hochrot und nicht eben erfreut, dass ihm das jetzt erst wieder ins Gedächtnis kam.

Der Tanú deutete jetzt auf Moslik und sagte wieder etwas.

»Er sagt, ich wäre der erste Angorner, der seine Sprache spricht«, übersetzte Moslik. »Alle Anderen seien immer nur gekommen und hätten nach einem Tanú gefragt, der unsere Sprache spricht.«

»Ihr sagtet gerade, dass die Tanú nur einen Wald kennen«, erklärte Adahon gedehnt. »Welcher Wald ist das?«

Dem Festungskommandant schwante etwas.

»Nun, es ist der einzige Wald, den es in dieser Gegend gibt«, erwiderte Moslik altklug. »Der Wald im hohen Norden, der den Tanú ... heilig ist.«

Nun dämmerte es auch Moslik.

Adahin stieß hörbar die Luft aus und vergrub entsetzt das Gesicht in beiden Händen, als ihm der Fehler der Angorner klar wurde.

»Wir haben die Bäume abgeholzt, um hier unsere Häuser zu bauen – auch diese Festung. Ist es das?«, fragte er an den Tanú gewandt.

Damit trat er bei dem Gefangenen einen Redeschwall los, mit dem der bedauernde Moslik schnell überfordert war.

»Er sagt«, dolmetschte er hastig, »Angorner sind dumm. Arrogant. Herablassend. Er sagt, wir sind Schwachsinnige, die sich nur selbst lieben. Dass wir eitel sind und ...«

»Dass muss ich mir doch nicht anhören!«, erboste sich General Zular.

»Doch, General, ich fürchte, dass müsst Ihr«, seufzte Adahon.»Oder würde es Euch gefallen, wenn jemand in einen Tempel der Gestirne eindringe und Steine herausbräche, um sich daraus ein Haus zu bauen?«

»Aber das ist doch etwas völlig Anderes!«, behauptete Zular, obwohl er wusste, dass er Unsinn redete.

»Der Tanú sagt, wir Angorner bezeichnen uns als Diplomaten, aber wir wissen gar nichts über die Völker um uns herum und wir wollen auch gar nichts über sie erfahren. Sonst hätten wir gewusst, dass man die Bäume nicht fällen darf«, übersetzte Moslik in aller Eile weiter. »Er sagt, die Tanú sind ein sehr altes Volk mit großer Tradition und dass sie es verdient haben, mit Respekt behandelt zu werden. Er sagt, nur weil die Tanú anders leben als wir und keine Städte haben, sind sie doch nicht schlechter als die Angorner oder ein anderes Volk – im Gegenteil, sagt er. Er sagt, Angorn hat nicht zehn Nachbarländer sondern elf. Ja, elf. Er sagt, wir Angorner haben nicht gefragt, wo die Grenze ist zum Land der Tanú, wir sind einfach gekommen und haben unsere Dörfer und Siedlungen errichtet. Wir haben nicht um Erlaubnis gefragt. Wir haben nicht gefragt, ob wir willkommen sind. Und dann haben wir die Heiligen Bäume gefällt. Jetzt ist es zu viel. Jetzt werden wir vertrieben.«

Der Tanú endete, verschränkte die Arme vor der Brust und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Mit einer Mischung aus Stolz und Zorn sah er die anderen Männer und Palramy an. Dann schob er noch etwas hinterher.

»Er sagt, er weiß alles über uns Angorner«, übersetzte Moslik. »Wie wir leben, was wir denken, was wir essen, wie wir wohnen, was wir fühlen, wen wir verehren, wem wir folgen.«

Vor Aufregung und Anstrengung stand Moslik der Schweiß auf der Stirn und sein Mund war ganz trocken vom vielen Reden. Aber die Abschlussprüfung auf der *Schufrezu* hätte er wohl in jedem Fall bestanden.

In das Schweigen, das nach der Rede des Tanú entstanden war, polterte General Zular schließlich: »Aber das ist doch noch lange kein Grund, einfach unschuldige Menschen abzuschlachten!«

»In den Augen der Tanú waren es keine Unschuldigen«, entgegnete Adahon tonlos.

Moslik blickte unsicher zwischen den beiden ungleichen Männern hin und her, entschied sich aber vorsichtshalber, den Disput nicht zu übersetzen.

»Wollt Ihr damit etwa sagen, dass Ihr dieses Massaker gutheißt?«, rief Zular empört.

»Wie viele Gemetzel habt Ihr in Eurem Leben schon angerichtet?«, hielt Adahon dagegen. »Und sie für gerechtfertigt gehalten? Nein, General, ich halte die Taten der Tanú nicht für richtig. Ganz im Gegenteil. Aber ich suche die Schuld nicht bei anderen. Wir sind so stolz auf unsere Diplomatie, auf unseren so gekonnten Umgang mit anderen Völkern – und dann kommen wir in dieses Land und verletzen die einfachsten und elementarsten Grundregeln von Sitte und Anstand.«

Zular schwieg. Er hatte die Brauen zusammengezogen und schaute grimmig drein. In seinem Gesicht arbeitete es.

»Sie hätten mit uns reden sollen«, sagte er dann trotzig und vorwurfsvoll in Richtung des Tanú.

»Sagt dem Mann, dass ich Frieden mit den Tanú will. Es soll nicht noch mehr Blut vergossen werden!«, wies Adahon Moslik mit entschlossener Stimme an.

Der Übersetzer warf einen prüfenden Blick auf den General, der einen missbilligenden Laut von sich gegeben hatte. Aber Zular protestierte nicht.

Moslik tat, wie ihm geheißen.

»Fragt ihn, ob es einen Weg gibt, die von uns begangenen Frevel wieder gutzumachen«, sagte Adahon weiter, »und dann fragt ihn ...«

»Moment!«, bat Moslik hastig. »Nicht so schnell. Es ist einfacher, es in unsere Sprache zu übersetzen als umgekehrt!«

Adahon gab Moslik die gewünschte Pause, in der er übersetzen konnte.

Als er damit fertig war, kehrte gespanntes Schweige ein. Alle Augen waren jetzt auf den Tanú gerichtet, der seine Gegenüber ebenfalls prüfend musterte. Fast konnte man meinen, er habe die ihm gestellte Frage nicht verstanden.

Doch dann sagte er schließlich doch etwas.

Alle Blicke richteten sich daraufhin auf Moslik, der aber zögerte und die Antwort nicht sofort ins Angornische dolmetschte.

»Er sagt, es gibt einen Weg«, erklärte Moslik dann endlich und atmete dabei selbst ganz erleichtert aus. »Aber es wird nicht einfach.«

»Na wunderbar! Dann stellt der Kerl jetzt wohl auch noch Forderungen?«, ereiferte sich General Zular. »Und Ihr wollt ihm das womöglich noch durchgehen lassen? Da mache ich nicht mit, sage ich!«

Moslik blickte erneut unsicher zwischen dem General und Adahon hin und her, entschied sich dann aber wieder wohlweislich, auch diesen Dialog lieber nicht zu übersetzen.

»Ich bin hier, um mit den Tanú aufzuräumen und ...«, polterte Zular weiter, doch er wurde von Palramy unterbrochen, die ihm scharf ins Wort fiel.

»Wie bitte? Würdet Ihr das vielleicht noch einmal wiederholen, General?«, fragte sie erzürnt. »Aufräumen sollt Ihr also unter den Tanú? Da hat mit Prinzessin Selin aber etwas ganz Anderes erzählt!«

»Ach?«, sagte Adahon interessiert. »Was denn?«

Derart in Bedrängnis gebracht, zog es Zular vor, den Kopf lieber selbst aus der Schlinge zu ziehen. »Ich habe mich in der Wortwahl vergriffen«, gab er zerknirscht zu. »Aber ich soll die Schuldigen unter den Tanú ausfindig machen. Diesen Auftrag habe ich sehr wohl!«

»Na, aber das klingt doch gleich viel friedlicher!«, befand Adahon väterlich. Seine Stimme freilich triefte wie gewohnt vor Ironie.

Der Tanú sagte etwas.

»Er möchte wohl wissen, wer die Frau ist«, gab Moslik verwirrt wieder.

Adahon sah Palramy mit einem rätselhaften Blick an. »Am besten sagt ihr ihm«, erklärte er dann gedehnt, »unser werter Gast ist eine Freundin und Beraterin der angornischen Prinzessin Selin.«

Als Moslik übersetzt hatte, neigte der Tanú zur Überraschung aller feierlich den Kopf vor Palramy und ließ über Moslik wissen: »Die Tanú verehren die Frauen, denn sie schenken das Leben und sind die Bewahrer von Tradition und Wissen. Es freut

mich, dass eine Vertraute der angornischen Prinzessin hier anwesend ist, zeigt es doch, dass uns Tanú am angornischen Hofe offensichtlich doch mehr Wertschätzung entgegen gebracht wird, als wir vermutet hätten.«

»Das sind ja drollige Sitten in diesem verfluchten Land!«, kommentierte General Zular garstig.

»Zumindest spielt uns das ein wenig in die Hände«, erwiderte Adahon, wobei er den Tanú freundlich anlächelte, um sich nicht anmerken zu lassen, was er in Wahrheit mit Zular besprach. »Zumindest erklärt uns das auch, warum die Tanú so überhaupt keine Skrupel haben, auch und vor allem Frauen zu töten. Wenn sie Frauen als diejenigen betrachten, die ihrem Volk Leben geben, ist es nur logisch, dass sie zuerst die Frauen ihrer Feinde vernichten.«

General Zular grunzte so etwas wie eine Zustimmung.

»Bitte sagt dem guten Mann doch, dass unsere Palramy hier nur zu gern mit guten Nachrichten nach Mar Landro zurückkehren würde«, bat Adahon Moslik freundlich. »Und wenn Ihr, Palramy, dazu vielleicht ein wenig huldvoll lächeln könntet? Das hätte sicher einen angenehmen Effekt für uns.«

Zu Mosliks Erstaunen kam Palramy dieser Aufforderung in Sekundenschnelle nach. Sie reagierte prompt, ließ sich keinerlei Überraschung anmerken und setzte tatsächlich das distinguierte Gesicht einer offiziellen Gesandten auf.

Die Züge des Tanú entspannten sich jedoch auch daraufhin nur sehr wenig. Er schien sich sehr wohl zu freuen, aber er blieb beherrscht und wachsam.

Wieder sagte er etwas.

Moslik schlug verlegen die Augen nieder und machte keinerlei Anstalten zu übersetzen. Statt dessen gab er einfach so eine Antwort.

»Heh, was soll das?«, fuhr ihn General Zular an. »Wollt Ihr uns nicht erzählen, was der Kerl gesagt hat?«

»Das war für mich bestimmt«, versicherte Moslik rasch.

»Das wird ja immer schöner!«, schimpfte Zular. »Erst wird durch diesen Kerl eine einfache Gauklerin und Akrobatin in den Rang einer Gesandten erhoben, und jetzt führt ein Schreiberling hier schon Privatunterhaltungen mit einem Gefangenen, als habe er selbst das Kommando!«

»Es war wirklich nur für mich bestimmt«, beteuerte Moslik.

»Das mag wohl sein«, antwortete Adahon, »aber es kann trotzdem für uns alle wichtig sein.«

»Ist es nicht!«, behauptete Moslik eisern und handelte sich dafür einen tadelnden Blick des Festungskommandanten ein.

»Ich darf doch sehr bitten!«, mahnte er.»Die Lage ist ernst und solche Albernheiten gewiss nicht angebracht. Also ...?«

Moslik seufzte. Dann gab er sich einen Ruck. »Er hat gesagt, ich könne mich glücklich schätzen, dass ...« - er zögerte - »dass Palramy meine Gefährtin ist! Ich habe ihm selbstverständlich gesagt, dass ... dass er unser Verhältnis missinterpretiert hat.«

Pherridor kicherte.

Mosliks Gesicht war kirschrot. Er hatte noch fieberhaft überlegt, ob er lügen und etwas erfinden sollte, dann aber entschieden, dass die Situation dazu bei weitem zu heikel war.

Die beiden wachhabenden Soldaten unterdrückten ein Lachen.

Der Tanú war der Unterhaltung ernst und aufmerksam gefolgt, obwohl er nichts verstand.

Palramy blieb völlig ungerührt und spielte weiter pantomimisch und huldvoll lächelnd ihre Rolle.

Zular gab weiter stur den Grimmigen.

»Nun«, sagte Adahon mit der Souveränität des geübten Diplomaten in die peinliche Stille hinein, »wir sollten unserem hoffentlich neuen Freund Nomir wohl allmählich einmal mitteilen, dass wir ihn selbstredend nicht mehr als Gefangenen betrachten. Er kann gehen, wohin es ihm beliebt.«

Moslik war selten so froh gewesen, einfach nur seinem Beruf nachkommen zu können.

Auch nach dieser Eröffnung verriet das Gesicht des Tanú keinerlei Regung. Er wirkte nicht im mindesten überrascht und sich zu bedanken schien ihm erst recht nicht in den Sinn zu kommen.

Er erhob sich und ließ durch Moslik erklären, er werde jetzt zu seinem Stamm zurückkehren.

»Er sagt, er wird morgen früh wieder hier sein, um uns Medizin für unsere Kranken zu geben«, übersetzte Moslik weiter, »und um zu reden. Er sagt, wir sollen uns darauf richten, den Dritten Mann der Stammesobersten zu empfangen.«

»Den Dritten Mann?«, wiederholte General Zular ungläubig. »Ihr macht schon wieder einen Übersetzungsfehler, oder?«

»General, ich denke, derartige Fragen zur Kultur und Gesellschaft der Tanú können wir getrost ein andermal erörtern«, schlug Adahon liebenswürdig vor und Zular schwieg beleidigt.

Nomir wandte sich Palramy zu, legte seine rechte Hand auf die Stelle unter seinem Brustbein und neigte abermals feierlich den Kopf.

Dann drehte er sich ohne ein weiteres Wort um und ließ sich von den beiden Wachhabenden hinausgeleiten als sei es das Selbstverständlichste der Welt.

Alle Anwesenden blickten ihm hinterher – die einen eher erleichtert, die anderen eher konsterniert.

»Ihr lasst ihn tatsächlich gehen?«, beschwerte sich Zular und deutete wütend hinter dem Tanú her. Er hatte Mühe, nicht vollends die Beherrschung zu verlieren. »Ihr vergesst wohl, dass ich Befehl habe, die Schuldigen für das Massaker an den angornischen Bürgern ihrer gerechten Strafe zuzuführen! Ihr hindert mich verdammt noch mal daran, meinem Auftrag nachzukommen!«

»Mitnichten, General«, beschwichtigte ihn Adahon, der sich nicht im mindesten aus der Ruhe bringen ließ. »Wenn wir an die *Schuldigen* herankommen wollen, wie Ihr sie nennt, dann geht das meiner Meinung nach nur über Nomir.«

»Papperlapapp!«, widersprach Zular. »Ich hätte es wohl kaum zum General gebracht, wenn ich mit meinen Methoden über die Jahre nicht auch Erfolg gehabt hätte! Aber das kann ein kleiner Diplomat wie Ihr sicher nicht verstehen!«

»Dann lasst mich Euch einmal etwas erklären, *General!*«, entgegnete Adahon unerwartet scharf. »Was Ihr in den letzten Tagen an Regen und Wind erlebt habt, das ist hier oben ein ganz normaler Herbsttag – ein Herbsttag, nach dem Ihr Euch bestimmt schon bald zurücksehnen werdet, wenn auch nur die ersten leichten Stürme angefangen haben – vom Winter mal ganz zu schweigen! Im Sommer ist das Leben auf der Graslandfeste schon nicht sonderlich angenehm, aber im Vergleich zum Winter ist es das reinste Paradies. Ich habe bis jetzt vier dieser Winter mitgemacht und Ihr könnt mir glauben, keiner davon war ein Zuckerschlecken.«

»Na und?«, schnaubte Zular uneinsichtig.

»Schön«, erwiderte Adahon ungehalten. »Schön, dann geht! Geht raus, geht meinetwegen raus mit gezücktem Schwert und sucht Eure Schuldigen! Aber ich warne Euch: Das da vor der Tür, das ist das Land der Tanú. Im Gegensatz zu Euch kennen sie hier jeden Stein und jeden Grashalm und ich kann Euch versichern, wenn sie

nicht gefunden werden wollen, werdet Ihr sie nicht finden. Ihr könnt es ja gern versuchen.«

»Vielleicht solltet Ihr jedoch berücksichtigen, dass Eure Männer fast ausnahmslos krank und verletzt sind«, warf Pherridor besonnen ein.

»Ihr werdet mir neue Männer mitgeben, Adahon«, verlangte der General.

Der Diplomat stieß ein trockenes Lachen aus. »Ich denke überhaupt nicht daran!«, machte er klar.

»Ich befehle es Euch!«, schrie Zular ihn an.

»Wenn Ihr mit Euren Soldaten umgeht, als seien sie Viehfutter, ist das Eure Sache!«, schrie Adahon zurück. »Aber für meine Männer habe ich die Verantwortung und ich werde nicht einen einzigen von Ihnen für Euren sinnlosen, eitlen Rachefeldzug opfern! Habe ich mich klar ausgedrückt? Verdammt noch mal, Ihr alter Narr, begreift Ihr denn nicht, dass ich Euch nur vor Eurem Tod bewahren will? Ihr habt doch gehört, was sie mit den armen Tropf gemacht haben, der sich allein bis hierher durchschlagen wollte! Ihr kämt mit Euren kranken Männern doch nicht einmal bis zur Grenze zurück! Ich bin mit meinen Leuten seit vier Jahren hier, Mann, vier lange Jahre! Und ich weiß, dass wir auf die Tanú angewiesen sind. Wir *brauchen* sie! Im Winter können wir ohne die Tanú nicht einen Schritt aus der Feste heraus tun. Ohne die Tanú gibt es kein Wasser, keine Nahrung und keinen Torf zum Heizen! Die Verhandlungen, die uns Nomir in Aussicht gestellt hat, sind womöglich unsere einzige kleine Chance, das hier überhaupt zu überleben!«

Nach Adahons unvermitteltem Wutausbruch kehrte eine Stille ein, in der man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Selbst General Zulars Gesicht war fahl geworden.

»Soll das heißen, wenn wir nicht hier aufgetaucht wäre und zufällig diesen Nomir bei uns gehabt hätten, dann ...?« Er brach schauernd ab.

»Dann hätten wir hier unserem sicheren Tod entgegengesehen, ja«, vollendete Adahon für ihn und fasste den General ganz fest ins Auge.

»Aber warum habt Ihr die Graslandfeste dann nicht einfach aufgegeben?«, fragte Pherridor entsetzt.

»Nun, das«, erwiderte Adahon kühl, »nennt man dann wohl Pflichterfüllung.«

Die Menschen auf der Burg stoben nach allen Seiten davon wie Fliegen, die sich vor einem nach ihnen peitschenden Pferdeschweif flüchteten.

König Lár wandte sich ziellos mal nach links, mal nach rechts, und suchte nach irgendeinem Gesicht einer Person, von der er glaubte, ihr vertrauen zu können. Wäre er bei Sinnen gewesen, wäre ihm bei der Gelegenheit vielleicht auch aufgefallen, wie wenige davon es gab.

Schließlich traf der irre Blick des Königs einen hünenhaften Ritter mit wilder, schwarzer Haarmähne, der herumstand und die Aufregung rundherum gar nicht wahrzunehmen schien.

»Ah, Okoner!«, rief Lár in gespielter Freude, um seine Stimme gleich darauf verschwörerisch zu senken. »Okoner, kommt mit! Ich habe mit euch zu reden!«

Er packte den Ritter am Ärmel und zog ihn hinter sich her.

Okoner zuckte unbeteiligt mit den Achseln und ließ es geschehen. Er war erheblich größer als der König und gab ein wenig das Bild eines starken Ochsen ab, der sich bereitwillig dem Willen eines eigentlich viel schwächeren Bauern beugt.

König Lár stieß ruppig die Tür eines Zimmer auf und sah sich darin um.

Es war leer.

»Ah, sehr gut, sehr gut!«, sagte er und winkte Okoner herein, wobei er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah. Dann schloss er die Tür.

Okoner hatte derweil beide Daumen in den Hosenbund gehakt und sah seinen König auffordernd an.

»Was kann ich für euch tun?«, fragte er ohne Umschweife.

»Nun, Okoner, Ihr seid doch ein Freund, ein Getreuer des Hofes, nicht wahr?«, fragte König Lár lauernd.

»Hm«, brummte Okoner, was der König als Zustimmung wertete.

»Und Ihr habt doch gewiss nicht gern im Kerker gesessen?«, vermutete Lár, woraufhin Okoner böse auflachte.

»Mit Sicherheit nicht!«, beteuerte er.

»So ein Frevel darf doch nicht ungesühnt bleiben!«, erboste sich Lár in gespielter Empörung. Okoner aber zeigte sich unbeeindruckt.

»Wird er auch nicht«, versicherte der Ritter leichthin und zuckte wieder mit den Achseln. »Irgendwer wird irgendwann schon noch dafür bluten. Aber worauf wollt Ihr hinaus?«

»Darauf, dass ich deine Hilfe brauche, du Hornochse!«, herrschte ihn der König an, ehe er mit Mühe seine Stimme wieder dämpfte. »Prondimar darf nicht unabhängig werden. Auf gar keinen Fall!«

Lár sprach jetzt eindringlich, fast flehend. »Das kann doch auch nicht in deinem Sinne sein. Das kannst du nicht wollen!«

Wieder brummte Okoner nur. »Nein, natürlich nicht«, sagte er schlicht. »Das wäre ja auch gegen den Willen und die Ordnung von Gott Hargroth, nicht wahr?«

»Genau!«, pflichtete ihm Lár bei und schnippte dabei mit den Fingern, als sei ihm dieser Einfall soeben selbst erst gekommen. »Genau, genau, genau! Es wäre gegen den Willen und die Ordnung von Gott Hargroth. Und wir wissen doch beide, wer der Stellvertreter von Gott Hargroth hier in Ayond ist, nicht wahr?«

»Na, Ihr«, erwiderte Okoner und rollte entnervt mit den Augen ob so viel Offensichtlichkeit. »Ihr müsst nicht lange um den heißen Brei herumreden. Sagt mir einfach, was Ihr von mir wollt.«

»Ganz einfach«, eröffnete ihm der König. »Morgen bricht Turbold mit seinem Tross in seine neue Wahlheimat auf und ich schicke meinen Sohn mit einem eigenen Tross mit.«

»Euer Sohn hat mich noch vor einigen Stunden nicht eben freundlich behandelt«, knurrte Okoner.

»Um so besser«, erwiderte Lár kalt. »Wenn du noch eine Rechnung mit meinem Herrn Sohn offen hast, wirst du ihm hoffentlich um so mehr auf die Finger schauen!«

Okoners Augen wurden zu Schlitzen. »Was habt Ihr vor?«, fragte er grimmig.

Talebs Schritte hallten von den glänzenden Steinplatten wider. Er war nervös, als er in voller Montur und mit umgegürteten Schwert auf den Ratssaal von Angorn zuschritt. Immerhin war es das erste Mal, dass er vor der Versammlung sprechen würde.

Eigentlich freute er sich darauf. Schon als Kinder hatten Sdamar, Pir, Rawe und er sich immer ausgemalt, wie es sein würde, vor dem Rat zu sprechen und wie sie den Mitgliedern ihre hochfliegenden, revolutionären Pläne unterbreiten und stürmischen Applaus dafür ernten würden. Und natürlich hatten sie sich geschworen, dass sie im Rat immer mit einer Stimme sprechen und dass nichts sie auseinanderdividieren würde können.

Taleb verscheuchte diesen Gedanken, als er an der Tür zum Ratssaal angekommen war, die von zwei Männern in Prunkuniform bewacht wurde.

Sie öffneten ihm und kaum hatte Taleb den Raum betreten, als seine innere Unruhe schlagartig wuchs. Er hatte sofort das unwillkürliche Gefühl, dass etwas nicht stimmte.

Alle zehn Ratsmitglieder hatten sich ihm erwartungsvoll zugewandt und starrten ihn an. Taleb suchte den Blickkontakt mit seinem Vater und meinte, Unbehagen in dessen Gesicht zu lesen.

»Willkommen, Taleb vom Hause Honvar.«

Merkwürdigerweise war es auch nicht der König, der sprach. Es war Iralund. Masun saß auf seinem Stuhl am Kopfende der Tafel und machte einen niedergeschlagenen Eindruck.

Die Worte von Prinzessin Selin fielen Taleb wieder ein, aber er blieb ruhig. Noch gab es keinen Grund zur Aufregung.

»Ihr wisst, warum Ihr hier seid?«, fragte Iralund.

»Ja«, antwortete Taleb, »der Rat wünscht aus erster Hand über die Ereignisse in Ayond in Kenntnis gesetzt zu werden.«

Iralund machte eine auffordernde Handbewegung. »Nun denn«, sagte er. »Dann tut Euch keinen Zwang an. Wir sind ganz Ohr!«

Taleb störte sich an der gesamten Atmosphäre im Saal und Iralunds spöttische Redeweise gefiel ihm nicht. Aber er erstattete so Bericht, wie er es zuvor gegenüber König Masun getan hatte.

»Ich darf also zusammenfassen«, sagte Iralund, nachdem Taleb geendet hatte, »Kronprinz Rawe befürwortet die Abspaltung Prondimars von Ayond und fordert daher kurz vor Einbruch des Winters eine nicht unerhebliche Zahl an Soldaten an?«

»Ich würde nicht sagen, dass er die Abspaltung Prondimars in irgendeiner Weise befürwortet«, widersprach Taleb. »Eher hält er sie für unausweichlich und versucht, das Beste daraus zu machen.«

»Und was versteht er wohl unter *das Beste*?«, erkundigte sich Iralund, merkwürdig triumphierend und selbstsicher. In Taleb wuchs das Gefühl nicht zu wissen, was vor sich ging.

»Blutvergießen zu vermeiden, wenn sich schon das Auseinanderbrechen eines Lands nicht vermeiden lässt«, gab Taleb zur Antwort.

»Bleibt die Frage, ob Truppenbewegungen in dieser Stärke in Anbetracht der Jahreszeit nicht unsinnig sind«, kam jetzt Dakul auf das Thema zurück. »Darf ich Euch etwas fragen, Taleb?«

Die Frage war rhetorisch und Taleb sich dessen vollauf bewusst.

»Sicher«, erwiderte er ruhig.

»Was haltet Ihr persönlich vom Vorgehen des Kronprinzen?«, erkundigte sich Dakul forschend.

»Nun, ich denke, das zu beurteilen ist doch Aufgabe des Rats, oder nicht?«, erwiderte Taleb ausweichend.

»Ja, aber der Rat wünscht Eure Meinung zu hören«, beharrte Iralund. »Kommt schon, Taleb! Euer Vater gilt als Fachmann für Taktik und Strategie und es heißt, Ihr habt sein Talent geerbt. Nicht zuletzt deswegen habt Ihr den Kronprinzen ja oft auf seinen Reisen begleitet. Wollt Ihr uns also erzählen, ihr hättet ihm in seinem Plan Punkt für Punkt zugestimmt?«

»Das nicht«, musste Taleb zugeben. »Wir hatten sicherlich in einzelnen Dingen unterschiedliche Ansichten.«

»Unterschiedliche Ansichten?«, wiederholte Iralund laut und tat, als sei er überrascht. »Würdet Ihr das vielleicht etwas eingehender erläutern, Taleb?«

»Nun, der Plan des Prinzen ist aufwendig ... aufwendig und vielleicht auch etwas ... etwas gewagt, denn schließlich wurde so etwas noch nie vorher gemacht. Ich hätte daher für eine bewährtere Vorgehensweise plädiert.«

»Hättet Ihr oder *habt* Ihr?«, fragte Iralund nach.

»Nun, ich *habe* dafür plädiert«, präzisierte Taleb.

»Eine bewährtere Vorgehensweise, wie etwa die Streitparteien zunächst einmal in Verhandlungen zu verwickeln, um dann im Frühjahr bei besserem Wetter und passierbareren Straßen nötigenfalls immer noch Truppen ausschicken zu können?«, fragte Djamik.

Jetzt war Taleb jedoch endgültig alarmiert und hatte vollends das Gefühl, sich in einem Kreuzverhör zu befinden. Iralund, Dakul und Djamik wussten eindeutig ein wenig zu viel.

»So in etwa«, pflichtete er dem Ratsmitglied bei.

»Nun, es wird Euch vielleicht freuen, Taleb, dass der Rat durchaus Eurer Meinung ist«, ergriff nun wieder Iralund das Wort. »Warum habt Ihr euch nicht durchgesetzt?«

»Der Kronprinz war anderer Meinung«, entgegnete Taleb.

»Er hat also nicht auf Euch gehört?«

»Nein. Aber ich denke sehr wohl, dass er meine Einwände zur Kenntnis genommen hat.«

»Und dennoch seid Ihr hier und der Kronprinz weilt noch immer in Prondimar?«

»Das ist richtig.«

»Könnt Ihr dem Rat sagen, wer sonst noch bei ihm in Prondimar ist?«

»Aus Angorn – niemand.«

»Er befindet sich also allein dort?«

»Ja.«

»Wo sind seine anderen Begleiter, Sdamar und Pir?«

»Augenblicklich wohl entweder noch in Rantaril oder auf dem Rückweg nach Prondimar«, erläuterte Taleb. »Wobei Pir den Auftrag hat, hierher nach Mar Landro zurückzukehren, um uns mitzuteilen, was sich in Rantaril ereignet hat.«

»Das bedeutet also«, schloss Iralund, »der Kronprinz befindet sich augenblicklich allein in Prondimar und hat zudem mit besagtem Pir und Euch selbst zwei seiner Berater vorzeitig auf die Heimreise geschickt. Haltet Ihr persönlich das für das Verhalten eines künftigen Königs, der in Zukunft mit dem Rat zu regieren gedenkt?«

»Nun, da sowohl ich selbst als auch mein Freund Pir den Auftrag haben, den Rat über die Schritte des Kronprinzen in Kenntnis zu setzen, würde ich schon sagen, dass er den Rat im höchsten Maße respektiert.«

Taleb hatte Mühe, sich nach diesem Konter keinen Triumph anmerken zu lassen und Iralund wirkte in der Tat überrumpelt.

Einige Sekunden lang trat Stille ein. Taleb dachte schon, er hätte es überstanden und seine Befragung vor dem Rat sei beendet. Doch da meldete sich Djamik zu Wort. »Haltet Ihr persönlich den Kronprinz für geeignet, die Verhandlungen in Prondimar zu führen?«, fragte er.

»Unbedingt«, gab Taleb überzeugt zurück.

»Mich überrascht die Festigkeit, mit der Ihr das behauptet.«

Es war ausgerechnet Holm Ikelind, der dies sagte. »Euer Vater hat erzählt, Ihr selbst hieltet Euch für den geeigneteren Mann bei dieser Aufgabe.«

Taleb musste all seine Selbstbeherrschung aufbringen, um sich nicht ruckartig nach seinem Vater umzudrehen. Er zwang sich zur Ruhe und blickte offen und für jedermann sichtbar zu Tasmir vom Hause Honvar herüber. Es sollte nicht so wirken, als fühle er sich ertappt – was auf Talebs Vater indes voll und ganz zuzutreffen schien.

»Es ist richtig, dass ich mich so geäußert habe«, gab er zu.

»Dann seid Ihr also durchaus der Meinung, Kronprinz Rawe stünde Beratung von Eurer Seite gut zu Gesicht?«, fragte Ikelind weiter.

Taleb gab sich einen Ruck. »In aller Bescheidenheit – ja, der Meinung bin ich«, erklärte er. »Aber es steht dem Rat ja schließlich jederzeit frei, mich, Pir oder eine andere Person zur Unterstützung von Kronprinz Rawe zurück nach Prondimar zu schicken.«

Ikelind schwieg. Er betrachtete Taleb prüfend. Dann sagte er: »Das stimmt allerdings. Also, mir soll das genügen.«

Er blickte die anderen Ratsmitglieder auffordernd an.

»Aber mir nicht!« Dakul hatte sich in den letzten Minuten hektisch tuschelnd mit Djamik beraten und dabei immer wieder den Blickkontakt mit Iralund vom Haus Sebi gesucht. »Schließlich geht es hier um die Entsendung Hunderter, wenn nicht gar Tausender angornischer Ehemänner und Söhne, die wir zu verantworten hätten. Und der stimme ich nicht zu!«

»Ich ebenfalls nicht!«, rief Djamik. »Solch eine Armee will schließlich erst einmal ausgehoben sein, und wer soll das alles bezahlen? Wollt Ihr dafür etwa die Steuern erhöhen? Ich jedenfalls würde den Menschen auf meinem Land keine weiteren Abgaben für einen Plan des Kronprinzen auf, den selbst einer seiner engsten Vertrauten für gewagt hält!«

»Aber handeln müssen wir.« Endlich schaltete sich auch der König wieder in die Debatte ein, der offenbar zuvor vom Rat dazu verpflichtet worden war, bei Talebs Befragung zu schweigen. »Wir haben einen Vertrag mit Ayond, der uns zum Beistand verpflichtet. Wir können folglich nicht einfach tatenlos abwarten, bis Ayondi und Prondimarer die Sache unter sich ausgemacht haben. Das wäre Vertragsbruch – noch dazu der *erste* Vertragsbruch in der Geschichte Angorns überhaupt. Das können wir nicht zulassen. Wenn sich das unter unseren Verbündeten und Handelspartnern herumspricht, wäre es das Ende der angornischen Diplomatie!«

»Niemand spricht davon, den Vertrag zu brechen.« Iralund hatte sich wieder gefangen. »Wir wollen nur eine andere, eine weniger gewagte, eine erprobte und traditionelle Vorgehensweise.«

»Genau!«, rief Djamik. »Wir setzen auf bewährte angornische Verhandlungstaktik! Das ist auch viel billiger!«

»Zugegeben, da hat er Recht«, stimmte Ikelind nachdenklich zu und auch diverse andere Ratsmitglieder nickten beifällig.

»Nun denn, in aller Gestirne Namen«, gab sich König Masun entnervt geschlagen, »wenn der Vorschlag meines Sohnes keine Mehrheit im Rat findet, dann wird selbstverständlich keine Armee zur Kontrolle in das neue Grenzgebiet zwischen Ayond und Prondimar entsandt!«

Taleb traute seinen Ohren nicht.

»Mit Verlaub, Majestät«, warf er hastig ein, »wenn Angorn keine Truppen nach Prondimar schickt, werden die Prondimarer das als Wortbruch des Kronprinzen ansehen!«

König Masun wirkte müde und niedergeschlagen. »Mit Prondimar hat Angorn keinen Vertrag«, erwiderte er matt, »wohl aber mit Ayond. Deshalb kümmert mich Prondimar vergleichsweise wenig. Der Kronprinz wird der Weisung des Rats entsprechend Prondimarer und Ayondi an den Verhandlungstisch bitten.«

Taleb schluckte seinen Ärger herunter und sagte mit erzwungener Ruhe: »Dann erbitte ich Erlaubnis, sofort aufbrechen zu dürfen, um Euren Sohn davon in Kenntnis zu setzen.«

Der König winkte ab. »Meinen Segen habt Ihr!«

»Einen Augenblick noch!«, rief Iralund, als sich Taleb schon zum Gehen gewandt hatte. Taleb fuhr wieder herum. »Was noch?«, fragte er ungehalten.

»Ich bin dagegen, Euch mit der Überbringung dieser Nachricht zu betrauen. Ihr seid erwiesenermaßen ein Freund des Kronprinzen und ich halte Euch für befangen!«

»Oh, und lasst mich raten«, erwiderte Taleb säuerlich, »Eure Freunde Dakul und Djamik sind auch dieser Meinung?«

»Das sind sie in der Tat«, erklärte Iralund süffisant.

»Ich muss protestieren!«, rief Talebs Vater, der nicht länger an sich halten konnte. »Eure Unterstellungen sind dazu angetan, den Ruf meines Hauses zu schädigen! Ich muss doch sehr bitten! Mein Sohn ist ein Ehrenmann ohne Tadel!«

Auch Holm Ikelind schaltete sich wieder ein. »Das ist nun wirklich albern, Iralund!«, fand er. »Ich sehe keinen Grund, dem jungen Taleb zu misstrauen.«

»Ja, Ihr geht mit Euren Anschuldigungen wirklich einen Schritt zu weit«, sagte auch Fierex vom Hause Ilio.

»Schließlich habt Ihr keinerlei Beweise für eine eventuelle Befangenheit«, ergänzte Kortuli vom Hause Ruot, Sdamars Vater. »Gut, das Verhalten von Kronprinz Rawe muss man nicht gutheißen. Es zeugt von einer gewissen Phantasterei und Unreife.

Das enttäuscht mich genauso wie Euch und wie sicherlich alle hier. Offenbar haben wir uns getäuscht und den Kronprinzen schon weiter gewährt, als er tatsächlich ist. Er hat anscheinend noch eine Menge zu lernen. Das wird ihm der Rat auch bei nächster Gelegenheit ganz unmissverständlich klar machen. Aber ich möchte doch bitten, jetzt nichts zu dramatisieren!«

Iralund gewährte Kortuli eine Kunstpause. Dann sagte er: »Ich dramatisiere nichts. Und es wundert mich auch nicht, dass Ihr, Fierex, und Ihr, Kortuli, so vehement Partei ergreift für unseren jungen Freund Taleb hier, wo er doch ein Freund Eurer beider Söhne ist. Ich habe dafür vollstes Verständnis und gern hätte ich Euch die nun folgenden Enthüllungen erspart. Aber nicht genug damit, dass der hier anwesende Taleb sich dem Rat gegenüber wenig kooperativ gezeigt und die absurden Pläne des Kronprinzen zu decken und zu rechtfertigen versucht hat – nein, ich werfe ihm Schlimmeres und weit Skandalöseres vor: Verschwörerische Umtriebe!«

Iralund machte eine dramatische Pause, die ihre Wirkung nicht verfehlte. Wildes Stimmengewirr erhob sich im Rat.

»Das ist doch Unsinn!«, schrie Talebs Vater aufgebracht.

»Ach, ist es das?«, konterte Iralund siegessicher. »Und wenn es hier um mehr geht als um Phantastereien, wie Kortuli das so verniedlichend zu nennen pflegt? Wenn ich Euch sage, dass diese unreifen Bengel einen richtiggehenden Umsturz planen? Eine Revolution?«

»Wenn Ihr so etwas Ungeheuerliches behauptet, dann müsst Ihr es erst einmal beweisen!«, rief König Masun plötzlich mit dröhnender Stimme und sorgte damit für Ruhe im Ratssaal. »Wie es in Angorn Recht und Sitte ist!«

Der König wirkte erschöpft, aber auch wütend. Zornig starrte er Iralund an.

»Nun?«, fragte er erwartungsvoll.

Doch Iralund war nicht aus der Ruhe zu bringen. »Ihr liefert mir da ein gutes Stichwort«, sagte er vielmehr dankbar. »Sagt, Taleb, Ihr seid hier eben als eine Art Verfechter angornischer Traditionen aufgetreten und sagtet, Ihr hättet in Prondimar eine bewährtere Vorgehensweise befürwortet.«

Taleb reckte das Kinn vor und verschränkte die Arme hinter dem Rücken. »Das ist richtig«, sagte er knapp und kühl.

»Würdet Ihr Euch also tatsächlich als Verfechter angornischer Traditionen bezeichnen?«, erkundigte sich Iralund.

»Ja, ich achte und respektiere sie«, erwiderte Taleb kurz.

»Und wenn ich Euch beweisen würde, dass dem nicht so ist?«, bohrte Iralund.

»Dann wäre ich gespannt, wie Ihr das anstellen wollt«, versetzte Taleb bissig.

»Das will ich Euch sagen«, erwiderte Iralund. »In welchem Verhältnis steht Ihr zu Prinzessin Selin?«

»Das ist meine persönliche Angelegenheit und gehört nicht hierher«, antwortete Taleb ruhig.

»Also wirklich, Iralund«, beschwerte sich Unzi vom Haus Brachò ungeduldig. »Was soll das? Kommt zur Sache! Ich komme mir ja vor wie in einer Schmierenkö-  
mödie des Bauertheaters!«

Zustimmendes Gemurmel wurde laut.

»Also gut, dann werde ich die Sache eben etwas abkürzen«, sagte Iralund eingeschnappt. »Es ist ja schließlich auch ein offenes Geheimnis, dass Ihr ein mehr als nur freundschaftliches Verhältnis zu Prinzessin Selin unterhaltet, nicht wahr, Taleb?«

Taleb stemmte die Hände in die Hüften, sah kopfschüttelnd zu Boden und lächelte. »Ich liebe sie«, gab er zur Antwort. »Und um Eurer nächsten Frage gleich vorzugreifen, ich liebe sie sogar sehr.«

Bei diesen Worten sahen sowohl König Masun als auch Tasmir vom Haus Honvar betreten nieder.

»Allerdings wüsste ich nicht, inwieweit mich das für etwaige Aufgaben im Dienste des Hofes disqualifiziert«, fügte Taleb hinzu.

»Es disqualifiziert Euch dann, wenn Ihr vor Liebe derart blind und benebelt seid, dass Ihr für die Prinzessin gegen die Gesetze von Angorn verstoßen würdet«, belehrte ihn Iralund.

»Ich würde viel für sie tun, sehr viel sogar«, gab Taleb unumwunden zu. »Aber das nicht. Es wäre auch nicht nötig, da sie es nicht von mir verlangen würde.«

»Dann ist es also nicht wahr, dass Ihr, hättet Ihr die Wahl, das Alte Gesetz Angorns ändern und Königin Selin zur souveränen Herrscherin des Landes machen würdet?«, fragte Iralund schnell.

Taleb lachte kurz auf. Er war grundsätzlich zu ehrlich und außerdem zu verblüfft, als dass er gelogen hätte. »Das war ein Gespräch unter vier Augen zwischen mir und der Prinzessin«, sagte er statt dessen. »Woher wisst Ihr davon?«

»Dann ist es also wahr?«, hakte Iralund triumphierend nach.

»Es ist wahr, dass ich Prinzessin Selin sehr liebe, sehr schätze und für eine äußerst kluge und fähige Regentin hielte, ja«, erwiderte Taleb herausfordernd. »Und?«

»Schweig, Taleb!«, verlangte der König. »Es ist wirklich besser, du bist jetzt ruhig!«

»Oh, ich bitte Euch, Iralund!«, rief Talebs Vater. »Was tut denn das zur Sache? Ihr wisst so gut wie ich, dass der Junge unter lauter Weibern aufgewachsen ist und ...«

»Ihr bestätigt es also?«, folgerte Iralund.

»Nein, das tue ich nicht«, widersprach Tasmir. »Er hat vielleicht ein paar Flausen im Kopf, aber das ist doch nicht Ernst zu nehmen!«

»Vater!«, protestierte Taleb, aber weiter kam er nicht, weil ihn der König unterbrach.

»Ruhe!«, donnerte er. »Ich habe jetzt genug von diesem Schauspiel! Ich verlange zu wissen, woher Ihr Eure Kenntnisse habt, Iralund!«

»Von Micodat«, eröffnete der Gefragte gelassen.

»Warum überrascht mich das nicht?«, brummte Masun verdrossen.

»Ich kann ihn hereinbitten«, schlug Iralund liebenswürdig vor. »Ich habe ihn herbestellt. Er wartet im Nebenzimmer.«

»Auch das überrascht mich nicht«, knurrte Masun. Als er weiter nichts sagte, nahm Iralund das als Aufforderung, Micodat, den Anführer der *Bruderschaft der Schatten*, holen zu lassen.

Taleb hatte schon viel von Micodat gehört. Der Mann war eine Legende, aber gesehen hatte er ihn noch nie. Genau genommen hatte ihn von Talebs Freunden und Bekannten noch niemand gesehen.

Die Tür ging auf und der »Vater der Schatten« kam mit raschen, festen Schritten herein.

Micodat war wohl über sechs Fuß groß und sein angegrautes Haar verriet, dass er so alt sein mochte wie König Masun, aber er wirkte im Vergleich zu dem Monarchen deutlich vitaler. Er war kräftig, schlank und breitschultrig und Taleb erkannte in ihm auf den ersten Blick einen geübten Kämpfer. Micodats Bewegungen verrieten Selbstsicherheit. Er schritt aufrecht, sein Blick war wachsam und seine Miene von undurchdringlicher Freundlichkeit. Falten hatten sich um Stirn, Nase, Mundwinkel und Augen eingegraben und sein Gesicht hatte die nachlassende Bräune eines Menschen, der früher durchaus viel Zeit im Freien verbracht hatte, sich jetzt aber viel in geschlossenen Räumen aufhielt – oder oft bei Nacht unterwegs war.

Micodats Kleidung war ordentlich und elegant, aber auch betont schlicht, wie überhaupt der Mann insgesamt außerordentlich gepflegt war. Er war frisch und glatt rasiert, gut frisiert und hatte saubere und vermutlich gefeilte Fingernägel.

Vom ersten Moment an war klar, dass Micodat vor den Rat trat und nicht vor den König. Freilich ließ er es an ausgesuchter Höflichkeit und an Respekt nicht mangeln, aber als Micodat seine klare, sonore Stimme erhob und nach ein paar kurzen, einleitenden Worten eine minutiöse Abschrift des Gesprächs zwischen Prinzessin Selin und Taleb vorlas war klar, dass er auf Seiten Iralunds stand und dessen Erfüllungshilfe war.

Um seinen Worten noch mehr Gewicht zu verleihen, legte Micodat dem Rat zu dem Blatt für Blatt der Abschrift vor. Er trat dabei auf wie ein Advokat. Es war eine gut einstudierte Geste, die ihre Wirkung sicher nicht verfehlte.

Taleb fiel indes auf, dass diese Abschrift des Gesprächs zwischen ihm und Selin wirklich wortgetreu war, *sofern* Micodat denn aus der Unterhaltung zitierte. Aber es gab auch Teile des Gesprächs, die er geflissentlich ausließ. So erwähnte er etwa Selins Meinung zur Entsendung von Soldaten zu den Tanù mit keinem Wort. Taleb hielt das nicht für einen Zufall. Er vermutete vielmehr, dass Iralund noch einen Trumpf in der Hand behalten und mit den verschollenen Soldaten erst später Stimmung machen wollte. Außerdem war die Entscheidung über das Vorgehen im Norden eine gemeinschaftliche Entscheidung des Rats gewesen, für die also auch Iralund verantwortlich war.

Taleb war auch er überzeugt, dass Micodat – und mit ihm Iralund – alles über das Gespräch wusste, dass er mit König Masun geführt hatte, aber auch das erwähnte er wohlweislich nicht. Eine Bespitzelung des Königs wäre bei den Ratsmitgliedern sicherlich nicht gut angekommen.

»Ihr seht«, schloss Iralund danach, »Taleb vom Hause Honvar ist nicht zu trauen. Er, der uns hier Glauben machen wollte, er stünde voll und ganz hinter den Plänen seines Freundes, Kronprinz Rawe, ist in Wahrheit ganz anderer Meinung. Dies hat er sowohl seinem Vater gegenüber gesagt als auch seiner Vertrauten, Prinzessin Selin, wie wir jetzt wissen. Und wenn ihm nicht zu trauen ist, dann ist es wohl auch zumindest gewagt, seinen Freunden Sdamar und Pir zu vertrauen. Am allerwenigsten aber scheint unser Regent und Herrscher zu wissen, was unter seinem eigenen Dach vorgeht. Sein Sohn trifft eigenmächtige Entscheidungen über den Kopf des Rates hinweg und seine Tochter versucht durch intrigante Spielchen das Alte Gesetz von An-

gorn umzustoßen! Dazu bedient sie sich sogar einer Person, die selbst nach ihren eigenen Worten 'zweilichtig' ist. Ich verlange daher, dass Taleb vom Hause Honvar nicht nur aller seiner Aufgaben enthoben wird sondern vielmehr, dass er und Prinzessin Selin unter Hausarrest gestellt werden, bis diese Angelegenheit geprüft worden ist!«

»Das ist ja wohl ein Unding!«, empörte sich Talebs Vater. »Ich habe in gutem Glauben vor dem Rat ausgesagt und nun versucht Ihr, mir einen Strick daraus zu drehen!«

»Ferner verlange ich, dass Tasmir vom Haus Honvar bis auf Weiteres aus dem Rat von Angorn entfernt wird«, fuhr Iralund ungerührt fort. »Wir wissen, dass ihm die offensichtlichen Schwächen seines Sohnes bekannt waren und er es dennoch nicht für nötig hielt, den Rat davon in Kenntnis zu setzen. Gleiches gilt für Kortuli vom Haus Ruot und Fierex vom Haus Ilio, bei denen man nun leider fehlende Objektivität und Befangenheit vermuten muss.«

Erwartungsgemäß stimmten Djamik und Dakul diesem Antrag zu. Der König und die Häuser Ruot, Ilio und Honvar hatten nun rein formell das Recht, gegen diesen Antrag zu stimmen, aber die angornische Tradition verlangte es, dass sie sich in solchen Angelegenheiten der Stimme enthielten, um nicht in den Verdacht der Korruption zu geraten. Somit war bestenfalls eine Pattsituation zu erreichen und die Frage war, wie die verbliebenen Ratsmitglieder abstimmen würden.

»Ich finde, Ihr übertreibt«, erklärte Unzi.

»Ob er übertreibt oder nicht, sollten wir in einer entsprechenden Untersuchung herausfinden«, hielt Nubatosk vom Haus Yar dagegen. Damit war der Ausgang der Abstimmung unabhängig von der Meinung Holm Ikelinds klar.

»Dann mache ich hiermit von meinem Stimmrecht Gebrauch«, sagte König Masun in die eintretende Stille hinein.

»Das könnt Ihr nicht!«, rief Ikelind entgeistert.

»Das kann ich sehr wohl und das wisst Ihr auch«, erwiderte Masun. »Es ist nichts Unrechtes daran.«

»Aber das hat niemand mehr getan seit« - Ikelind stockte - »seit den Schrecklichen Zeiten!«

Der König nickte ernsthaft. »Dessen bin ich mir vollauf bewusst«, gab er zu. »Aber es kann doch nicht sein, dass ein Ratsmitglied einfach wahllos Anschuldigungen ge-

gen andere Mitglieder vorbringt und sie auf diese Weise zur Stimmenthaltung zwingt!«

»Dazu kommt es ja auch nicht, wenn sich der König und die Ratsmitglieder gesetzestreu verhalten«, behauptete Dakul giftig.

»Ihr nutzt doch die Tradition nur schamlos aus«, warf ihm der König daraufhin vor. »Es kann nicht sein und darf nicht sein, dass drei Mitglieder des Rats gegen die Mehrheit regieren! Auf diese Weise kann sich doch ein einzelner Mann zum Despoten aufschwingen – und genau das versucht Ihr gerade, Iralund!«

»Das ist eine infame Unterstellung, die ich weit von mir weise!«, rief Iralund. »Ich respektiere den Rat und die Gesetze. Aber leider drängt sich mir der Verdacht auf, dass Euer Sohn und Eure Tochter das nicht tun. Vielleicht habt Ihr ja auch bei ihrer Erziehung den einen oder anderen Fehler gemacht, Hoheit.«

»Es geht uns nicht darum, den Rat handlungsunfähig zu machen«, behauptete Dakul. »Wir wollen nichts weiter als eine Untersuchung und wären froh, wenn diese schnell über die Bühne ginge und das Ergebnis erbrächte, dass unsere Befürchtungen unbegründet sind.«

»Genau«, pflichtete ihm Djamik bei. »Keiner von uns will eine Destabilisierung des Rats. Wir wären nur zu froh, Kortuli, Fierex und Tasmir bald wieder in unseren Reihen willkommen heißen zu dürfen.«

»Ich werde nicht zulassen, dass Ihr meine Tochter wegen einer solchen lächerlichen Nichtigkeit unter Hausarrest stellt und meinen Sohn in Gefahr bringt, indem ihr ihn nicht über die hier getroffene Entscheidung in Kenntnis setzt!«, polterte Masun.

»Aber wir wollen ihn doch in Kenntnis setzen«, entgegnete Iralund freundlich. »Wir bezweifeln nur, dass sein alter Freund Taleb dafür der geeignete Mann ist.«

»Dann nennt mir einen geeigneteren!«, forderte Tasmir.

»Das wird der Rat entscheiden«, erwiderte Iralund gelassen.

»Ja, ein um vier seiner Mitglieder geschrumpfter Rat!«, sagte Ilio verächtlich.

»Ihr stellt es geradewegs so dar, als seien *wir* an diesem Dilemma Schuld«, entgegnete ihm Iralund unschuldig. »Dabei wäre es dazu nicht gekommen, wenn nicht der Kronprinz solch eigenmächtige Entscheidungen getroffen und der junge Taleb nicht so liebeskrank wäre.«

»Ach, so ist das also?«, fragte Tasmir wütend. »Unter diesen Umständen mache ich ebenfalls von meinem Stimmrecht Gebrauch!«

»Ich auch!«, erklärte Fierex.

»Ich auch!«, sagte Kortuli verärgert.

Taleb hatte die ganze Zeit über das etwas bizarre Schauspiel verfolgt, in der er mal eine Haupt- und mal eine Nebenrolle spielte. Vor allem aber hatte er fasziniert Micodat beobachtet. Der Vorsteher der *Bruderschaft der Schatten* stand regungslos im Saal, aber seinen wachen Augen und Ohren entging mit Sicherheit nichts.

Auch nicht, dass es jetzt sehr wohl darauf ankam, wie Ikelind abstimmen würde.

»Ich empfinde dies alles hier gelinde gesagt als lästige Farce«, erklärte er zur Einleitung. »Aber ehrlich gesagt sehe ich inzwischen einfach Klärungsbedarf. Also, im Namen aller Gestirne: Ich stimme dem Antrag Iralunds zu!«

König Masun war sichtlich getroffen ob dieser Entscheidung.

»Damit haben wir einen Patt«, sagte er rau.

»Den wir nur haben, weil Ihr gegen die Tradition verstoßt«, erinnerte Iralund ihn.

Als sei dies ein Stichwort, entfernte sich Micodat unauffällig aus dem Ratssaal. Niemand außer Taleb nahm davon so recht Notiz, da die Diskussion unvermindert weiter ging. Taleb wartete noch einige Minuten, aber nachdem ihm niemand mehr Beachtung schenkte, tat er es Micodat gleich. Der Vorsteher der *Bruderschaft der Schatten* war freilich schon verschwunden, als Taleb endlich vor die Tür trat.

Taleb klingelten die Ohren, als er auf die Straße trat. Um wieder einen klaren Kopf zu bekommen beschloss er, nicht gleich nach Hause zurückzugehen, da er dort wohl kaum seine Ruhe gehabt und nur Fragen hätte beantworten müssen.

Also ging er durch eine ganze Reihe Seitenstraßen und machte einen großen Umweg, der ihn auf allerlei verschlungenen Pfaden schließlich doch in den weitläufigen Garten hinter dem Anwesen seiner Eltern führte.

Dort setzte er sich an einen kleinen Entenweiher und dachte nach.

Als er nach einigen Stunden Schritte hinter sich hörte, musste er nicht aufsehen um zu wissen, dass es sich um seine Schwestern Cadea und Tibanna handelte. Die beiden jungen Frauen hockten sich schweigend links und rechts neben ihn und sahen zunächst nur stumm hinaus auf das Wasser.

»Wo sind Nimoré und Namiam?«, fragte Taleb schließlich.

»Zuhause und passen auf Sahanja auf«, erwiderte Cadea ruhig. »Nimoré wird uns Bescheid sagen, wenn Vater zurück ist.«

»Es ist nicht gut gelaufen, oder?«, erkundigte sich Tibanna.

»Nein, ist es nicht, fürchte ich«, sagte Taleb müde und berichtete in aller Kürze, was sich zugetragen hatte. »Ich glaube, Iralund wollte einen Umsturz. Es ist ihm ja tatsächlich gelungen, neben Djamik und Dakul auch noch Nubatosk auf seine Seite zu ziehen. Aber er hat wohl nicht damit gerechnet, dass der König, Kortuli, Fierex und Vater von ihrem Stimmrecht Gebrauch machen würden. Nun hat er einen Patt.«

»Vielleicht wollte er den?«, meinte Cadea.

»Vielleicht«, stimmte ihr Taleb zu. »So oder so: Ich habe nicht das Gefühl, dass die Sache damit ausgestanden ist.«

Sie schwiegen wieder eine Weile, ehe Tibanna das Thema wechselte und einen vergnüglichen Plauderton anschlug, um ihren Bruder auf andere Gedanken zu bringen. Darüber wurde es schließlich Abend und sie beschlossen zum Haus zurück zu gehen. Sie hatten sich gerade erhoben, als ihnen Nimoré entgegen stürmte und Talebs Befürchtungen bestätigte.

»Schnell, beeilt euch!«, rief sie und winkte dabei aufgeregt. »Vater ist zurück. Es ist etwas passiert!«

Die vier Geschwister rannten zum Haus zurück, wo sie ihren Vater reichlich derangiert vorfanden. Tasmir zierte allerlei Unrat: Eier, Tomaten, Kohl und sogar Dung hingen in seinen Kleidern und seinen Haaren. Eigentlich gab er ein amüsanteres Bild ab, aber keines der Kinder wagte zu lachen.

»Seht euch das an!«, klagte ihre Mutter. »Die Leute haben ihn mit Dreck beworfen!«

»Ist das wahr?«, staunte Taleb, obwohl die Antwort offensichtlich war.

»Natürlich ist es wahr!«, tobte Tasmir. »Als ich vom Rat nach Hause gegangen bin, ging es plötzlich los. Ich weiß auch nicht, was geschehen ist, aber auf einmal liefen sie von allen Seiten zusammen. Die Leute waren außer sich vor Zorn. Ich kann von Glück sagen, dass sie mich nur mit Gemüse beworfen haben!«

»Aber warum?«, rätselte Tibanna. »Du bist ein Mitglied des Rates! Wann hätten die Menschen in Mar Landro jemals jemanden wie dich angegriffen?«

»Ich weiß es nicht!«, murmelte Tasmir fassungslos und schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. So etwas habe ich noch nie erlebt. Es war unheimlich.«

»Warum hat Vater Blätter in den Haaren?«, fragte in diesem Moment die kleine Sahanja und allen im Raum wurde schlagartig bewusst, dass sie das Mädchen vernachlässigt hatten.

»Er ist ausgerutscht und hingefallen«, log Namiam rasch. »Du weißt ja, er hat sich den Fuß verstaucht.«

»Ist er in einen Gemüsestand gestürzt?«, erkundigte sich die Kleine treuherzig.

»Ja, genau, mein Schatz«, antwortete Namiam und dirigierte ihre jüngste Schwester diskret zur Tür. »Er ist in einen Gemüsestand gestürzt, dein ungeschickter Vater. Und nun komm, es wird Zeit fürs Bett!«

Tasmir war noch so verdattert, dass er sich nicht einmal über die neckischen Unverschämtheiten seiner Tochter beschwerte. Noch mehr aber wunderte er sich, als Namiam schon nach kurzer Zeit wieder auftauchte.

»Schläft sie schon?«, fragte er erstaunt.

»Zum Glück ja. Sie ist sofort eingeschlafen«, erwiderte Namiam. »So hat sie wenigstens nicht mitbekommen, dass es brennt.«

»Es brennt?«, wiederholte Taleb erschrocken.

»Ja«, bestätigte Namiam. »Von den Zimmern in der oberen Etage kann man es recht gut sehen.«

Die Familie eilte die Treppe hinauf in die elterliche Schlafstube, die auf der selben Seite gelegen war wie das Zimmer, das sich die drei jüngeren Mädchen teilten. Und tatsächlich, Namiam hatte sich nicht getäuscht. Es brannte. In den Straßen hörte man die Menschen schon »Feuer! Feuer!« rufen.

»Das ist im Osten«, stellte Tasmir nüchtern fest. »Und es muss ein recht großes Gebäude sein.«

»Dann ist es der Tempel!«, entfuhr es seiner Frau Rafan entsetzt. »Der Tempel des Mondes!«

»Mit anderen Worten: Unser Tempel«, sagte Taleb grimmig. »Der Tempel, in dem wir unsere Opfer darbringen!«

Jetzt fiel ihm auch auf, dass Micodat ein zweites Thema nicht erwähnt hatte: Die vermeintliche Seilschaft zwischen der *Bruderschaft der Schatten* und den Templern, von der ihm Prinzessin Selin erzählt hatte.

»Eigentlich müssten wir jetzt nur noch abwarten, welche Tempel heute Nacht sonst noch in Flammen aufgehen. Danach wüssten wir mehr«, knurrte er.

»Wie meinst du das?«, fragte seine Mutter.

»Das kann ich euch nicht sagen«, wehrte Taleb ab. »Aber ich glaube, ich weiß jetzt, was passiert ist. Die Templer haben den Menschen von dem Patt im Rat erzählt und davon, dass der König, Vater, Fierex und Kortuli gegen die Tradition verstoßen

haben, indem sie sich nicht der Stimme enthalten haben. Wahrscheinlich haben sie ihnen auch erzählt, dass Rawe als künftiger König schon jetzt Entscheidungen ohne den Rat trifft und dass ich mit Selin die Gesetze ändern und den Rat stürzen will. Sie haben einen neuen König Semophir prophezeit und das Schreckensszenario neuer Schrecklicher Zeiten an die Wand gemalt!«

»Micodat!«, dämmerte es nun auch Tasmir. »Er ist aus dem Ratssaal geradewegs zu den Templern gegangen und hat ihnen berichtet, auf dass sie den Leuten Angst einjagen konnten!«

»Und wahrscheinlich können wir ihn nicht einmal widerlegen«, vermutete Taleb düster.

»So ist es«, bestätigte sein Vater ebenso finster. »Micodat hat sicher nicht gelogen, allenfalls die Wahrheit ein wenig zurechtgebogen und ausgeschmückt. Aber selbst ein integrierter und über jeden Zweifel erhabener Mann wie Holm Ikelind wird letztlich bestätigen, dass es tatsächlich einen Verstoß gegen die Traditionen im Rat gegeben hat.«

»Und was nun?«, fragte Talebs Mutter.

»Packt ein paar Sachen zusammen«, erwiderte Tasmir vom Haus Honvar düster. »Wir müssen hier weg!«

»Warum?«, wollte Rafan wissen. »Glaubst du wirklich, dass das nötig ist?«

Tasmir nickte. »Und ob ich das glaube. Jetzt brennt vielleicht nur der Tempel des Mondes. Aber es dürfte nicht mehr lange dauern, dann kommt die aufgebrachte Menge auch hierher. Iralund hat jetzt die vielleicht einmalige Gelegenheit, sich seiner Opposition im Rat zu entledigen – und die wird er sich nicht entgehen lassen!«

»Aber das heißt ja, die Leute werden auch zu Sdamars und Pirs Haus ziehen!«, sagte Taleb entsetzt.

»Nicht nur das«, erwiderte sein Vater ernst. »Denk mal darüber nach: Wen hat Micodat belauscht?«

»Selin!«, rief Taleb. »Dann muss ich sofort zu ihr! Aber was wird aus Sdamars und Pirs Eltern?«

»Das steht in den Sternen«, sagte Tasmir, wobei nicht klar war, ob er sich in diesem Moment der Ironie seiner Worte bewusst war. »Wir können nur hoffen, dass sie den Ernst der Lage ebenso rasch erkennen wie wir.«

»Der zweite Tempel brennt«, vermeldete Tibanna lakonisch. »Es ist der Tempel des Abendsterns!«

»Da hinten brennt es auch!«, rief Cadea und deutete in die entgegengesetzte Richtung. »Und zwar wie Zunder!«

Tasmir kniff die Augen zusammen. »Das ist außerhalb der Stadt«, sagte er. »Könnte ein Heuschober oder eine Stallung sein!«

»Vater, ich unterbreche dich ja nur ungern, aber wir sollten uns vielleicht ein wenig beeilen«, erklärte Tibanna tonlos, während sie entsetzt auf die Straße starrte. »Sie kommen!«

»Verdammt!«, fluchte Tasmir. »Also gut, Kinder! Wir teilen uns am besten auf! Rafan! Du und ich, wir nehmen Namiam und Sahanja. Ein Mann, eine Frau und zwei Kinder fallen hoffentlich nicht weiter auf. Tibanna und Cadea bleiben zusammen. Und Taleb, du nimmst Nimoré mit!«

»Ich kann nicht!«, protestierte Taleb. »Ich muss zu Selin!«

»Dann geh zu ihr, verdammt noch mal, aber du nimmst deine Schwester mit!«, schrie ihn sein Vater an. »Wir schlagen uns zum Marktfleck durch und ...«

»Nein, das tun wir nicht!«, unterbrach ihn seine Frau resolut. »Jeder kleine Strauchdieb aus Angorn versucht sich zum Marktfleck abzusetzen. Dort werden sie uns als erstes suchen. Als zweites werden sie es bei deinem Bruder in Remor versuchen. Aber sie werden uns nicht bei *meinen* Verwandten suchen!«

»Oh, bitte, Rafan!«, flehte Tasmir. »Du weißt, wie ich deinen Schwager hasse!«

Weiter kam er nicht, weil unten in der Stube eine Tür krachend aus den Angeln flog und gleich darauf trampelnde Schritte im Haus zu hören waren.

Taleb wechselte einen Blick mit seinem Vater. Die aufgebrachte Menge war noch nicht bis an das Haus heran. Das konnte nur eines bedeuten.

»Beim Licht des Mondes!«, schalt sich Tasmir. »Wir konnten wir die nur vergessen?«

»Sie sind oben!«, rief jemand. Die Treppe knarrte bedrohlich. Fackelschein näherte sich. Die Familie hielt zuerst den Atem an, doch dann rief Tasmir: »Wir sind in Sahanjas Zimmer, Ansampah! Du weißt ja, wo es ist!«

Die Stimmen auf dem Flur erstarben. Damit hatten die Eindringlinge wohl nicht gerechnet. Tasmir trat aus dem Zimmer heraus. Taleb folgte ihm, doch auch Tibanna, Cadea und Nimoré.

»Nun, Ansampah?«, fragte Tasmir. »Worauf wartest du denn noch? Willst du nicht eine brennende Fackel in das Zimmer des kleinen Mädchens werfen, das du schon als Säugling gekannt hast? Oder den Jungen lynchen, der für dich wie ein eigener

Sohn war? Oder das Haus anstecken, das fast dein ganzes Leben auch dein Zuhause war?«

Er fasste Ansampah scharf ins Auge.

»Wir haben gehört, was im Rat passiert ist!«, rief Ansampah nahezu hysterisch. »Im Tempel! Da hat man es uns erzählt! Ihr beschwört die Schrecklichen Zeiten wieder herauf! Aber das wollen wir nicht! Wir wollen nicht die alten Zeiten zurück! Uns gefällt Angorn so, wie es ist! Wir wollen keinen neuen König Semophir!«

Bei diesen Worten wedelte er gefährlich mit der brennenden Fackel.

Tasmir wich unwillkürlich etwas zurück und wäre ob seines lädierten Fußes dabei fast ins Straucheln gekommen. Er musste sich bei Taleb abstützen, ob nicht hinzufallen.

Er erinnerte sich noch genau, dass er gerade seinen neunten Geburtstag gefeiert hatte, als Ansampah auf das Gut seines Vaters gekommen war – ein schwächlicher blonder Bursche von vierzehn Jahren, der Sohn umherziehender Tagelöhner. Zwei Jahre darauf war Ansampah Mädchen für alles am Hof, dann Stallknecht und schließlich Hausdiener. Inzwischen war Ansampahs Sohn Rorgis der Hausdiener und sein zweiter Sohn Dargis der Stallknecht. Ihr Vater, der in seinem vierten Jahr auf dem Gut die Küchenmagd Darla – seine große Liebe – geheiratet hatte, war heute eine Art Gutsverwalter.

Darla stand hinter Ansampah und hatte einen ähnlich panischen Gesichtsausdruck wie ihr Mann. Rorgis hatte sich mit Tasmirs Schwert bewaffnet, mit dem er aber nicht umgehen konnte. Dargis trug eine Mistgabel bei sich. Eigentlich gaben sie ein lächerliches Bild ab und Taleb und seinem Vater wäre es sicherlich trotz Tasmirs verstauchtem Fuß ein leichtes gewesen, siegreich aus einer Handgemenge hervorzugehen.

Aber die vier Bediensteten hatten panische Angst, Todesangst. Sie fürchteten das Ende der Welt, und das machte sie gefährlich und bedauernswert zugleich.

»Ansampah, was immer sie Euch im Tempel erzählt haben, sie haben es euch nicht richtig erklärt«, redete Tasmir beschwichtigend auf seinen Gutsverwalter ein. »Sie haben Euch nicht gesagt, warum der König, ich und die anderen so gehandelt haben.«

»Dann leugnet Ihr es also nicht einmal?«, gellte Ansampah. »Dass Ihr und der König und die beiden anderen abgestimmt habt, wo Ihr nicht hättet abstimmen dürfen?«

»Nein, das leugne ich nicht«, erwiderte Tasmir ruhig, »weil ich einen Mann, der mir so lange Jahre treu gedient hat, nicht belügen würde. Ich liebe dich, Ansampah. Und ich liebe Darla, deine Frau, und ich liebe Rorgis und Dargis, deine Söhne. Du hast hier unter diesem Dach gelebt und gearbeitet, du hast hier geheiratet, deine Kinder sind hier geboren. Ich würde dich nicht belügen. Ich bitte dich nur mir zu glauben, dass sich im Rat mehr ereignet hat, als sie euch erzählt haben! Glaub mir das, Ansampah. Bitte!«

Die Augen des Gutsverwalters füllten sich mit Tränen.

Zu seinen Söhnen gewandt sagte er: »Zündet das Haus an!«